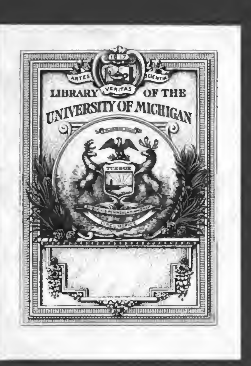

D
15
73
19a
Lichnowsky Fürst Meine Londoner Mission 1912


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

…gschriften des Bundes Neues Vaterland. Nr. 7/8

MEINE LONDONER MISSION 1912–1914

VON

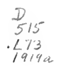
FÜRST LICHNOWSKY



PREIS - 2 MARK

…lag Neues Vaterland, E. Berger u. Co. Berlin W.

T. S.



Flugschriften des Bundes Neues Vaterland Nr. 7/8

Fürst Lichnowsky

Meine Londoner Mission

1912—1914

und

Eingabe an das preußische Herrenhaus

21.—30. Tausend

Verlag Neues Vaterland, E. Berger & Co.
Berlin W 62

Mit Rücksicht auf gewisse Entstellungen, die sich in der ohne Wissen und Erlaubnis des Fürsten Lichnowsky angefertigten und verbreiteten Abschrift seiner Aufzeichnungen befinden, hat Fürst Lichnowsky unserem Ersuchen entsprechend gestattet, den richtigen Text seiner Denkschrift unter Fortfall einiger weniger, rein vertraulicher und persönlicher Bemerkungen unpolitischen Charakters zu veröffentlichen.

Seinen Standpunkt zur Angelegenheit hat Fürst Lichnowsky in der gleichfalls beigefügten Eingabe an das Herrenhaus vom 20. April 1918 klargelegt.

Kuchelna, August 1916.

Meine Londoner Mission
1912—1914

Meine Berufung.

Im September 1912 starb Baron Marschall, der nur wenige Monate auf dem Londoner Posten gewesen war. Seine Ernennung, die wohl hauptsächlich wegen seines Alters und der nach London gerichteten Wünsche eines jüngeren Beamten erfolgte, gehörte zu den vielen Mißgriffen unserer auswärtigen Politik. Trotz eindrucksvoller Persönlichkeit und großen Ansehens war er zu alt und müde, um sich noch in die ihm völlig fremde angelsächsiche Welt einzuleben.

Zu meiner großen Überraschung wurde mir im Oktober der Posten angeboten. Ich hatte mich nach mehrjähriger Tätigkeit als Personalreferent auf das Land zurückgezogen, da auch ein geeigneter Posten nicht zu meiner Verfügung war, und die Zeit zwischen Flachs und Rüben und auf Pferden und Wiesen verbracht, dabei aber manches gelesen und auch gelegentlich politische Aufsätze veröffentlicht.

So waren 8 Jahre vergangen und 13, seitdem ich Wien als Gesandter verließ. Meine letzte politische Wirksamkeit war eigentlich dort gewesen, da man damals im Amte zu keiner Betätigung gelangen konnte, ohne nach den Weisungen eines Mannes, der an Wahnvorstellungen litt, schrullenhafte Erlasse mit krausen Instruktionen zu verfassen.

Auf wen eigentlich meine Berufung nach London zurückzuführen war, weiß ich nicht. Auf S. M. allein keinesfalls, denn ich gehörte nicht zu seinen Intimen, wenn er mir auch stets mit großem Wohlwollen begegnete. Aus Erfahrung weiß ich auch, daß seine Kandidaten meist mit Erfolg bekämpft wurden. Herr v. Kiderlen wollte eigentlich Herrn v. Stumm nach London schicken! Er begegnete mir sofort mit unverkennbarem Übelwollen und suchte mich durch Unhöflichkeit einzuschüchtern. Herr v. Bethmann-Hollweg brachte mir damals freundschaftliche Gesinnungen entgegen und hatte mich kurz

vorher in Grätz besucht. So glaube ich, daß man sich auf mich einigte, weil kein anderer Kandidat augenblicklich zur Verfügung stand. Wäre nicht Baron Marschall unerwartet gestorben, so wäre ich damals ebensowenig hervorgeholt worden, wie in den vielen vergangenen Jahren.

Marokkopolitik.

Der Augenblick war zweifellos günstig für einen neuen Versuch, um mit England auf bessern Fuß zu gelangen. Unsere rätselhafte Marokkopolitik hatte wiederholt das Vertrauen in unsere friedlichen Gesinnungen erschüttert, zum mindesten aber den Verdacht erregt, daß wir nicht recht wußten, was wir wollten, oder daß wir beabsichtigten, Europa in Atem zu erhalten und die Franzosen gelegentlich zu demütigen. Ein österreichischer Kollege, der lange in Paris war, sagte mir: „Wenn die Franzosen anfingen, die Revanche zu vergessen, dann habt Ihr sie regelmäßig durch kräftige Tritte dran erinnert."

Nachdem wir die Versuche des Herrn Delcassé, sich mit uns über Marokko zu verständigen, zurückgewiesen und vorher feierlich erklärt hatten, keine politischen Interessen dort zu besitzen, eine Haltung, die wohl den Überlieferungen der Bismarckschen Politik entsprach, entdeckten wir plötzlich in Abdul Asis einen zweiten Krüger. Auch ihm verhießen wir, wie den Buren, den Schutz des mächtigen Deutschen Reiches mit demselben Aufwand und dem gleichen Erfolge. Denn beide Kundgebungen endeten, wie sie enden mußten, mit dem Rückzug, falls wir nicht entschlossen waren, schon damals den Weltkrieg zu führen. Daran vermochte auch der traurige Kongreß von Algeciras nichts zu ändern, noch weniger der Sturz des Herrn Delcassé!

Unsere Haltung beförderte die russisch-japanische und später die russisch-britische Annäherung. Gegenüber der deutschen Gefahr „the German peril" traten alle anderen Gegensätze in den Hintergrund. Die Möglichkeit eines neuen deutsch-französischen Krieges war augenfällig geworden, und ein solcher konnte, anders wie anno 70, weder Rußland noch England unberührt lassen.

Die Wertlosigkeit des Dreibundes hatte sich bereits in Algeciras gezeigt, die der dortigen Vereinbarungen aber bald danach durch den Zusammenbruch des Sultanats, der natürlich nicht zu verhindern war. Im deutschen Volke jedoch verbreitete sich der Glaube, daß unsere Auslandspolitik schwächlich sei und vor der „Einkreisung" zurückweiche, und daß hochtönenden Gebärden kleinmütige Nachgiebigkeit folge.

Es bleibt das Verdienst des Herrn v. Kiderlen, der als Staatsmann sonst überschätzt wird, daß er die marokkanische Erbschaft

liquidierte und sich mit Tatsachen abfand, an denen nichts mehr zu ändern war. Ob freilich die Welt durch den Coup von Agadir erschreckt werden mußte, lasse ich dahingestellt. In Deutschland wurde das Ereignis lebhaft begrüßt, in England aber hatte es um so mehr beunruhigt, als die Regierung durch drei Wochen vergeblich auf Aufklärung über unsere Absichten wartete. Die Rede Mr. Lloyd Georges, die uns warnen sollte, war die Folge. Vor dem Sturze M. Delcassés und vor Algeciras wären Hafen und Gebiet an der Westküste zu haben gewesen, nachher aber nicht mehr.

Sir Ed. Greys Programm.

Als ich nach London kam im November 1912, hatte man sich über Marokko beruhigt, da inzwischen in Berlin eine Vereinbarung mit Frankreich erfolgt war. Die Mission Haldane war zwar gescheitert, da wir die Zusage der Neutralität verlangten, statt uns mit einem Vertrage zu begnügen, der uns vor britischen Angriffen und vor Angriffen mit britischer Unterstützung sichern sollte. Sir Ed. Grey aber hatte den Gedanken, mit uns zu einer Verständigung zu gelangen, nicht aufgegeben und versuchte es zunächst auf kolonialen und wirtschaftlichen Gebieten. Durch Vermittlung des befähigten und geschäftskundigen Botschaftsrats v. Kühlmann waren Besprechungen über eine Erneuerung des portugiesischen Kolonialvertrages und über Mesopotamien (Bagdadbahn) im Gange, die das unausgesprochene Ziel verfolgten, sowohl die genannten Kolonien wie Klein-Asien in Interessensphären zu teilen.

Der britische Staatsmann wollte, nachdem sowohl mit Frankreich wie mit Rußland die alten Streitfragen geregelt waren, auch mit uns zu ähnlichen Abmachungen gelangen. Nicht uns zu vereinsamen, sondern uns möglichst zu Teilnehmern an der bestehenden Genossenschaft zu machen, war seine Absicht. Wie es gelang, britisch-französische und britisch-russische Gegensätze zu überbrücken, so wollte er auch die britisch-deutschen möglichst beseitigen und durch ein Netz von Verträgen, zu denen schließlich wohl auch eine Vereinbarung über die leidige Flottenfrage gehört hätte, den Weltfrieden sichern, nachdem unsere frühere Politik zu einer Genossenschaft, der Entente geführt hatte, die eine gegenseitige Versicherung gegen Kriegsgefahr darstellte.

Das war das Programm Sir Ed. Greys. In seinen eigenen Worten: Unbeschadet der bestehenden Freundschaften (zu Frankreich und Rußland), die keinerlei aggressive Zwecke verfolgen und keinerlei bindende Verpflichtungen für England in sich schließen, mit Deutschland zu einer freundschaftlichen Annäherung und Verständigung gelangen. „To bring the two groups nearer.“

Es gab damals in England wie bei uns in dieser Hinsicht zwei Richtungen, die der Optimisten, die an die Verständigung glaubten,

und die der Pessimisten, die den Krieg früher oder später für unvermeidlich hielten.

Zu ersteren gehörten die Herren Asquith, Grey, Lord Haldane und die meisten Minister des radikalen Kabinetts sowie die führenden liberalen Organe, wie „Westminster Gazette", „Manchester Guardian", „Daily Chronicle". Zu den Pessimisten namentlich konservative Politiker, wie Mr. Balfour, der mir dies wiederholt zu verstehen gab, dann führende Militärs, wie Lord Roberts, die auf die Notwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht hinwiesen. („The Writing on the Wall.") Ferner die Northcliffepresse und der bedeutendste englische Journalist Mr. Garwin („Observer"). Während meiner Amtszeit haben sie sich jedoch aller Angriffe enthalten und persönlich wie politisch eine freundliche Haltung eingenommen. Unsere Flottenpolitik und unsere Haltung in den Jahren 1905, 1908 und 1911 hatten bei ihnen aber den Glauben erweckt, daß es doch einmal zum Kriege kommen werde. Erstere werden heute in England gerade so, wie es auch bei uns geschieht, der Kurzsichtigkeit und Einfalt geziehen, letztere gelten als die wahren Propheten.

Albanische Frage.

Der erste Balkankrieg hatte damals zum Zusammenbruch der Türkei und damit zu einer Niederlage unserer Politik geführt, die sich mit den Türken seit Jahren identifizierte. Nachdem die Türkei in Europa nicht mehr zu retten war, gab es zwei Möglichkeiten gegenüber der Regelung ihrer Hinterlassenschaft: Entweder wir erklärten unser völliges Desinteressement an der Gestaltung der Grenzen auf dem Balkan und überließen die Regelung den Balkanvölkern, oder aber wir unterstützten unsere „Bundesgenossen", trieben Dreibundpolitik im Orient und traten dadurch aus der Rolle des Vermittlers hinaus.

Ich befürwortete von Anfang an die erstere Lösung, das A. A. aber vertrat um so entschiedener die letztere.

Der springende Punkt war die albanische Frage. Unsere Bundesgenossen wünschten die Gründung eines selbständigen Staates Albanien, da Österreich die Serben nicht an die Adria und Italien die Griechen nicht nach Valona, ja, nicht einmal nördlich von Korfu gelangen lassen wollte. Im Gegensatz hierzu förderte bekanntlich Rußland die serbischen und Frankreich die griechischen Wünsche.

Mein Rat ging nun dahin, diese Frage als außerhalb des Bündnisses stehend zu betrachten und weder die österreichischen, noch die italienischen Wünsche zu unterstützen. Ohne unsere Förderung aber wäre die Errichtung Albaniens, dessen Lebensunfähigkeit vorauszusehen war, unmöglich gewesen, Serbien wäre an das Meer gelangt und der jetzige Weltkrieg vermieden. Frankreich und Italien

hätten sich über Griechenland ernstlich entzweit und die Italiener, falls sie nicht gegen Frankreich allein kämpfen wollten, sich mit der Ausdehnung Griechenlands bis nördlich von Durazzo abfinden müssen. Die Zivilisation in dem größten Teil Albaniens ist griechisch. Die Städte sind es im Süden vollkommen, und während der Botschafterkonferenz kamen Abordnungen aus größeren Orten nach London, um die Angliederung an Griechenland durchzusetzen. Auch im heutigen Griechenland leben albanische Volksteile, und sogar die sogenannte griechische Nationaltracht ist albanischen Ursprungs. Die Einverleibung der überwiegend orthodoxen und islamitischen Albanier in den griechischen Staat war daher die beste Lösung, die natürlichste, wenn man etwa Skutari und den Norden den Serben und Montenegrinern überließ. Für diese Lösung war auch S. M. aus dynastischen Gründen. Als ich den Monarchen brieflich in dieser Richtung bestärkte, erhielt ich vom Reichskanzler erregte Vorwürfe, ich gälte als „Gegner Österreichs", und er müsse sich solche Eingriffe sowie die direkte Korrespondenz verbitten.

Orient und die Dreibundpolitik.

Wir mußten uns von der verhängnisvollen Überlieferung endlich lossagen, Dreibundpolitik auch im Orient zu treiben und den Irrtum erkennen, der darin lag, uns im Süden mit den Türken und im Norden mit den Austro-Magyaren zu identifizieren. Denn die Fortsetzung dieser Politik, die wir beim Berliner Kongreß begonnen und seither mit Eifer gepflegt hatten, mußte mit der Zeit und namentlich, wenn die nötige Gewandtheit an leitender Stelle fehlte, zum Zusammenstoß mit Rußland und zum Weltkrieg führen. Statt uns mit Rußland auf Grundlage der Unabhängigkeit des Sultans, den man auch in Petrograd nicht aus Konstantinopel entfernen wollte, zu einigen und uns, unter Verzicht auf militärische oder politische Eingriffe, auf wirtschaftliche Interessen im Orient zu beschränken und mit der Zerlegung Klein-Asiens in Interessensphären zu begnügen, ging unser politischer Ehrgeiz dahin, am Bosporus zu dominieren. In Rußland entstand die Meinung, der Weg nach Konstantinopel bzw. ins Mittelländische Meer führe über Berlin. Statt die kräftige Entwicklung der Balkanstaaten zu fördern, die, einmal befreit, alles eher sind als russisch, und mit denen wir die besten Erfahrungen machten, stellten wir uns auf Seite der türkischen und magyarischen Unterdrücker.

Der verhängnisvolle Irrtum unserer Dreibund- und Orientpolitik, die Rußland, unsern naturgemäßen Freund und besten Nachbar, in die Arme Frankreichs und Englands gedrängt und von der asiatischen Ausbreitungspolitik abgelenkt hatte, war um so augenfälliger, als ein russisch-französischer Überfall, die *einzige* Hypothese, die eine Dreibundpolitik rechtfertigte, aus unserer Berechnung ausscheiden konnte.

Über den Wert des italienischen Bündnisses erübrigt sich ein weiteres Wort. Italien braucht unser Geld und unsere Turisten auch nach dem Kriege mit oder ohne Bündnis. Daß letzteres im Kriegsfalle versagen würde, war vorauszusehen. Das Bündnis war daher w e r t l o s. Österreich braucht unsern Schutz in Krieg und Frieden und hat keine andere Anlehnung. Die Abhängigkeit von uns beruht auf politischen, nationalen und wirtschaftlichen Erwägungen und ist um so größer, je intimer unsere Beziehungen zu Rußland sind. Das hat die bosnische Krise gelehrt. Seit dem Grafen Beust ist noch kein Wiener Minister so selbstbewußt gegen uns aufgetreten, wie Graf Aerenthal in den letzten Jahren seines Lebens. Bei richtig geleiteter deutscher Politik, die die Fühlung mit Rußland pflegt, ist Österreich-Ungarn unser Vasall und auf uns angewiesen auch ohne Bündnis und Gegenleistungen, bei falsch geleiteter sind wir auf Österreich angewiesen. Das Bündnis war daher z w e c k l o s.

Ich kannte Österreich zu genau, um nicht zu wissen, daß eine Rückkehr zur Politik des Fürsten Felix Schwarzenberg oder des Grafen Moritz Esterhazy dort undenkbar war. So wenig die dortigen Slawen uns lieben, so wenig wollen sie in ein deutsches Kaiserreich zurückkehren, selbst mit Habsburg-Lothringer Spitze. Sie streben den Föderalismus innerhalb Österreichs an auf nationaler Grundlage, ein Zustand, der im Rahmen des Deutschen Reiches noch viel weniger Aussicht auf Verwirklichung hätte, wie unter dem Doppeladler. Die Deutschen Österreichs aber erkennen in Berlin den Mittelpunkt deutscher Macht und Kultur und wissen, daß Österreich niemals wieder Präsidialmacht werden kann. Sie wünschen einen möglichst intimen Anschluß an das Reich, nicht aber eine antideutsche Politik.

Seit den 70 er Jahren hatte sich die Lage von Grund aus verändert in Österreich, wie etwa in Bayern. Wie hier eine Rückkehr zum großdeutschen Partikularismus und zur altbayerischen Politik nicht zu befürchten ist, so war dort ein Wiederaufleben der Politik der Fürsten Kaunitz oder Schwarzenberg nicht zu gewärtigen. Unsere Interessen aber würden durch einen staatsrechtlichen Anschluß Österreichs, das auch ohne Galizien und Dalmatien nur etwa zur Hälfte von Germanen bewohnt ist, also etwa ein großes Belgien darstellt, ebenso leiden wie andererseits durch Unterordnung unserer Politik unter Wiener und Pester Gesichtspunkte, d'épouser les querelles de l'Autriche.

Wir brauchten daher keine Rücksichten auf die Wünsche unserer „Bundesgenossen" zu nehmen, sie waren nicht nur unnötig, sondern auch gefährlich, weil sie zum Zusammenstoß mit Rußland führten, wenn wir orientalische Fragen durch österreichische Brillen betrachteten. D i e A u s g e s t a l t u n g d e s B ü n d n i s s e s a u s e i n e s u n t e r e i n e r e i n z i g e n V o r a u s s e t z u n g g e-

schlossenen „Zweckverbandes" zu einer „Gesamtgemeinde", zu einer Interessengemeinschaft auf allen Gebieten, war geeignet, eben dasjenige herbeizuführen, was das Rechtsgeschäft verhindern sollte, den Krieg. Eine solche Bündnispolitik mußte außerdem den Verlust der Sympathien junger, kräftig aufstrebender Gemeinwesen auf dem Balkan nach sich ziehen, die bereit waren, sich an uns zu wenden und uns ihre Märkte zu öffnen.

Der Gegensatz zwischen Hausmacht und Nationalstaat, zwischen dynastischer und demokratischer Staatsidee mußte zum Austrag kommen, und wir standen, wie gewöhnlich, auf der falschen Seite.

König Karol hat zu einem unserer Vertreter gesagt, er habe das Bündnis mit uns unter der Voraussetzung geschlossen, daß wir die Führung behielten, ginge diese aber an Österreich über, so ändere das die Grundlage des Verhältnisses, und er werde unter solchen Umständen nicht weiter mitmachen können. Ähnlich lagen die Dinge in Serbien, wo wir gegen unsere eigenen wirtschaftlichen Interessen die österreichische Erdrosselungspolitik unterstützten.

Wir haben stets auf das Pferd gesetzt, dessen Niederbruch vorauszusehen war, auf Herrn Krüger, auf Abdul Asis, auf Abdul Hamid, Wilhelm Wied und — der verhängnisvollste von allen Irrtümern — schließlich den großen plunge auf den Stall Berchtold gemacht!

Botschafter-Konferenz.

Bald nach meiner Ankunft in London Ende 1912 regte Sir Ed. Grey eine zwanglose Besprechung an, um zu vermeiden, daß aus dem Balkankriege sich ein europäischer entwickelt, nachdem wir leider die Aufforderung der französischen Regierung, einer Desinteressements-Erklärung beizutreten, bei Ausbruch des Krieges abgelehnt hatten. Der britische Staatsmann nahm von Anfang an die Haltung ein, daß England an Albanien kein Interesse habe, wegen dieser Frage also nicht gewillt sei, es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Er wollte als ehrlicher Makler lediglich zwischen den beiden Gruppen vermitteln und Schwierigkeiten beilegen. Er stellte sich daher keineswegs auf Seite der Ententegenossen und hat während der Dauer der etwa achtmonatigen Unterhandlungen durch guten Willen und seinen maßgebenden Einfluß nicht unwesentlich zur Einigung beigetragen. Statt daß wir eine der englischen analoge Haltung einnahmen, vertraten wir ohne Ausnahme den Standpunkt, der uns von Wien aus vorgeschrieben wurde. Graf Mensdorff führte den Dreibund in London, ich war sein „Sekundant". Meine Aufgabe bestand darin, seine

Vorschläge zu unterstützen. In Berlin schaltete der kluge und erfahrene Graf Szögyenyi. Sein Refrain war: „und dann tritt der casus foederis ein", und als ich die Richtigkeit dieses Schlusses einmal anzuzweifeln wagte, wurde ich wegen „Austrophobie" ernstlich verwarnt!

Bei allen Anlässen: Albanien, serb. Adriahafen, Skutari, ferner bei der Bestimmung der Grenzen Albaniens stellten wir uns auf den Standpunkt Österreichs und Italiens, während Sir Ed. Grey fast niemals den französischen oder den russischen unterstützte. Er trat vielmehr meist für unsere Gruppe ein, um keinen Vorwand zu schaffen, wie ihn später ein toter Erzherzog liefern sollte. So gelang es mit seiner Hilfe, den König Nikita aus Skutari wieder herauszulocken. Schon über diese Frage wäre es sonst zum Weltkrieg gekommen, da wir sicherlich nicht gewagt hätten, „unsern Bundesgenossen" zur Nachgiebigkeit zu veranlassen.

Sir Ed. Grey leitete die Verhandlungen mit Umsicht, Ruhe und Takt. Wenn eine Frage sich zu verwickeln drohte, entwarf er eine Einigungsformel, die das Richtige traf und auch stets Annahme fand. Seine Persönlichkeit genoß bei allen Teilnehmern gleiches Vertrauen.

Wir hatten tatsächlich wieder einmal eine der vielen Kraftproben, die unsere Politik kennzeichnen, glücklich überstanden. Rußland hatte überall vor uns zurückweichen müssen, da es niemals in der Lage war, den serbischen Wünschen Erfolg zu verschaffen. Albanien war als österreichischer Vasallenstaat errichtet und Serbien vom Meere verdrängt. Der Verlauf der Konferenz war daher eine neue Demütigung für das russische Selbstbewußtsein. Wie 1878 und 1908 hatten wir uns dem russischen Programm entgegengestellt, ohne daß d e u t s c h e Interessen im Spiele waren. Bismarck wußte den Fehler des Kongresses durch den geheimen Vertrag und durch seine Haltung in der Battenberg-Frage zu mildern; die in der bosnischen Frage wieder betretene abschüssige Bahn wurde in London weiter verfolgt und später, als sie zum Abgrund führte, nicht rechtzeitig verlassen!

Die Mißstimmung, die damals in Rußland herrschte, kam während der Konferenz durch Angriffe gegen meinen russischen Kollegen und die russische Diplomatie in den russischen Blättern zum Ausdruck.. Seine deutsche Herkunft und katholische Konfession, sein Ruf als Deutschenfreund und der zufällige Umstand, daß er sowohl mit dem Grafen Mensdorff wie mit mir verwandt ist, kamen den unzufriedenen Kreisen zustatten. Ohne eine sehr bedeutende Persönlichkeit zu sein, besitzt Graf Benckendorff doch eine Reihe von Eigenschaften, die einen guten Diplomaten kennzeichnen: Takt, gesellschaftliches Geschick, Erfahrung, verbindliches Wesen, natür-

lichen Blick für Menschen und Dinge. Er war stets bestrebt, eine schroffe Stellungnahme zu vermeiden, und wurde durch die Haltung Englands und Frankreichs auch darin bestärkt.

Ich sagte ihm später einmal: Die Stimmung in Rußland ist wohl sehr antideutsch? Er entgegnete: Es gibt aber auch sehr starke und einflußreiche prodeutsche Kreise, man ist aber allgemein antiösterreichisch, sehr antiösterreichisch!

Es erübrigt sich, hinzuzufügen, daß unsere Austrophilie à outrance nicht gerade geeignet war, die Entente zu lockern und Rußland seinen asiatischen Interessen zuzuführen.

Balkan-Konferenz.

Gleichzeitig tagte in London die Balkan-Konferenz, und ich hatte Gelegenheit, mit den Leitern der Balkanstaaten in Fühlung zu treten. Die bedeutendste Persönlichkeit war wohl Herr Venizelos. Er war damals nichts weniger als deutschfeindlich, besuchte mich wiederholt und trug mit Vorliebe und sogar auf der französischen Botschaft das Band des roten Adlerordens. Von gewinnender Liebenswürdigkeit mit weltmännischem Auftreten wußte er sich Sympathien zu verschaffen. Neben ihm spielte Herr Danew, der damalige bulgarische Ministerpräsident und Vertrauensmann des Grafen Berchtold, eine große Rolle. Er machte den Eindruck eines verschlagenen und energischen Mannes, und es ist wohl nur dem Einfluß seiner Wiener und Pester Freunde zuzuschreiben, über deren Huldigungen er sich gelegentlich belustigte, daß er sich zu der Torheit des zweiten Balkankrieges verleiten ließ und die russische Vermittlung ablehnte.

Auch Herr Take Jonescu war öfters in London und besuchte mich dann regelmäßig. Ich kannte ihn von der Zeit her, da ich Sekretär in Bukarest war. Er gehörte auch zu den Freunden des Herrn v. Kiderlen. In London war er bestrebt, durch Verhandlungen mit Herrn Danew Zugeständnisse für Rumänien zu erreichen und wurde dabei von dem sehr befähigten rumänischen Gesandten Misu unterstützt. Daß diese Verhandlungen an dem Widerstande Bulgariens scheiterten, ist bekannt. Graf Berchtold (und natürlich wir mit ihm) war ganz auf Seiten Bulgariens, sonst wäre es wohl gelungen, den Rumänen die gewünschte Genugtuung durch einen Druck auf Herrn Danew zu verschaffen und uns Rumänien zu verpflichten, das durch die Haltung Österreichs während des zweiten Balkankrieges und danach den Mittelmächten endgültig entfremdet wurde.

Zweiter Balkankrieg.

Die Niederlage Bulgariens im zweiten Balkankrieg und der Sieg Serbiens sowie der rumänische Einmarsch bedeuteten natur-



gemäß für Österreich eine Blamage. Der Gedanke, diese durch einen Waffengang gegen Serbien auszugleichen, scheint bald in Wien Eingang gefunden zu haben. Die italienischen Enthüllungen beweisen es, und es ist anzunehmen, daß Marquis San Guiliano, der den Plan als eine „pericolosissima aventura" sehr treffend kennzeichnete, uns davor bewahrt hat, schon im Sommer 1913 in einen Weltkrieg verwickelt zu werden.

Bei der Vertrautheit der russisch-italienischen Beziehungen wird die Wiener Anregung wohl auch in Petersburg bekannt geworden sein. Jedenfalls hat Herr Ssasonow in Constanza, wie Herr Take Jonescu mir erzählte, offen gesagt, daß ein Angriff Österreichs auf Serbien für Rußland den Kriegsfall bedeutet.

Als einer meiner Herren im Frühjahr 1914 von Urlaub aus Wien zurückkehrte, erzählte er, Herr v. Tschirschky erklärte, es gäbe bald Krieg. Da ich aber über wichtige Vorgänge stets in Unkenntnis gehalten wurde, hielt ich diesen Pessimismus für unbegründet.

Seit dem Bukarester Frieden scheint tatsächlich in Wien die Absicht bestanden zu haben, eine Revision dieses Vertrages auf eigene Faust durchzuführen und man wartete anscheinend nur auf einen günstigen Anlaß. Auf unsere Unterstützung konnten die Wiener und Budapester Staatsmänner selbstverständlich rechnen. Das wußten sie, denn es war ihnen schon wiederholt „Schlappheit" vorgeworfen worden. Man drängte in Berlin sogar auf eine „Rehabilitierung" Österreichs.

Liman von Sanders.

Als ich im Dezember 1913 nach längerem Urlaub nach London zurückkehrte, hatte die Frage Liman von Sanders zu einer neuen Verschärfung unserer Beziehungen zu Rußland geführt. Sir Ed. Grey machte mich nicht ohne Besorgnis auf die Erregung aufmerksam, die darüber in Petersburg herrschte! „I have never seen them so excited".

Ich wurde von Berlin aus beauftragt, den Minister zu bitten, in mäßigendem Sinne in Petersburg zu wirken und uns bei Beilegung des Streites behilflich zu sein. Sir Edward war hierzu gerne bereit und seine Vermittlung hat nicht wenig dazu beigetragen, die Angelegenheit zu ebnen. Meine guten Beziehungen zu Sir Edward und sein großer Einfluß in Petersburg wurden auf ähnliche Weise wiederholt benutzt, wenn es galt, dort etwas durchzusetzen.

In den kritischen Tagen des Juli 1914 sagte mir Sir Edward: Wenn Sie etwas in Petersburg erreichen wollen, wenden Sie sich regelmäßig an mich, wenn ich aber einmal Ihren Einfluß in Wien anrufe, so versagen Sie mir Ihre Unterstützung.

Kolonialvertrag.

Die guten und vertrauensvollen Beziehungen, die es mir gelang nicht nur in der Gesellschaft und mit den einflußreichsten Persönlichkeiten, wie Sir Ed. Grey und Mr. Asquith, sondern auch bei public dinners mit der Öffentlichkeit anzuknüpfen, hatten eine merkliche Besserung unseres Verhältnisses zu England herbeigeführt. Sir Edward war aufrichtig bemüht, diese Annäherung weiter zu befestigen, und seine Absichten traten besonders in zwei Fragen hervor: dem Kolonial- und dem Bagdadbahnvertrage.

Im Jahre 1898 war zwischen dem Grafen Hatzfeldt und Herrn Balfour ein geheimes Abkommen unterzeichnet worden, das die portugiesischen Kolonien in Afrika in wirtschaftliche Interessensphären zwischen uns und England teilte. Da die portugiesische Regierung weder die Macht noch die Mittel besaß, ihren ausgedehnten Besitz zu erschließen oder sachgemäß zu verwalten, hatte sie sich früher bereits mit dem Gedanken getragen, ihn zu veräußern und ihre Finanzen dadurch zu sanieren. Eine Einigung zwischen uns und England war zustande gekommen, welche die beiderseitigen Interessen begrenzte und die um so größeren Wert besaß, als Portugal sich bekanntlich in völliger Abhängigkeit von England befindet.

Dieser Vertrag sollte wohl äußerlich die Unversehrtheit und Unabhängigkeit des portugiesischen Reiches sichern und er sprach nur die Absicht aus, den Portugiesen finanziell und wirtschaftlich behilflich zu sein. Er stand daher dem Wortlaut nach nicht im Widerspruch zu dem alten englisch-portugiesischen Bündnis aus dem 15. Jahrhundert, das zuletzt unter Karl II. erneuert wurde und den gegenseitigen Besitzstand verbürgte.

Trotzdem war auf Betreiben des Marquis Soveral, der vermutlich über die deutsch-englischen Abmachungen nicht in Unkenntnis blieb, ein neuer Vertrag, der sogenannte Windsorvertrag im Jahre 1899 zwischen England und Portugal geschlossen worden, welcher die alten, niemals außer Kraft gesetzten Vereinbarungen bestätigte.

Die Unterhandlungen zwischen uns und England, die bereits vor meiner Ankunft begonnen hatten, bezweckten, unsern Vertrag von 1898, der auch hinsichtlich der geographischen Abgrenzung manche Unzuträglichkeiten aufwies, umzugestalten und zu verbessern. Dank der entgegenkommenden Haltung der britischen Regierung gelang es, dem neuen Vertrage eine unseren Wünschen und Interessen durchaus entsprechende Form zu geben. Ganz Angola bis an den 20. Längengrad wurde uns zugesprochen, so daß wir an das Kongo-Gebiet von Süden gelangten, außerdem noch die wertvollen Inseln San Thomé und Principe, die nördlich des Äquators liegen und dadurch eigentlich dem französischen Interessengebiet zufielen, eine Tatsache, die meinen französischen Kollegen zu lebhaften, wenn auch vergeblichen Gegenvorstellungen veranlaßte.

Ferner erhielten wir den nördlichen Teil von Mozambique, der Licungo bildete die Grenze.

Unseren Interessen und Wünschen wurde seitens der britischen Regierung das größte Entgegenkommen gezeigt. Sir Ed. Grey beabsichtigte uns seinen guten Willen zu bekunden, er wünschte aber auch unsere koloniale Entwicklung überhaupt zu fördern, da England die deutsche Kraftentfaltung von der Nordsee und von Westeuropa nach dem Weltmeer und nach Afrika abzulenken hoffte. „We dont want to grudge Germany her colonial developement", sagte mir ein Mitglied des Kabinetts.

Der Kongostaat sollte auf britische Anregung ursprünglich auch in den Vertrag einbezogen werden, was uns ein Vorkaufsrecht und die Möglichkeit gegeben hätte, ihn wirtschaftlich zu durchdringen. Angeblich mit Rücksicht auf belgische Empfindlichkeiten lehnten wir aber dieses Angebot ab! Vielleicht sollte mit Erfolgen gespart werden? Auch hinsichtlich der praktischen Verwirklichung des eigentlichen unausgesprochenen Zweckes des Vertrages, der späteren tatsächlichen Teilung des portugiesischen Kolonialbesitzes, bot die neue Fassung wesentliche Vorteile und Fortschritte gegen die alte. Es waren nämlich Fälle vorgesehen, die es uns ermöglichten, zur Wahrung unserer Interessen auf den uns zugewiesenen Gebieten einzuschreiten. Diese Voraussetzungen wurden soweit gefaßt, daß es eigentlich uns überlassen blieb, selbst zu bestimmen, wann „vitale" Interessen vorlagen, so daß es bei der völligen Abhängigkeit Portugals von England nur darauf ankam, die Beziehungen zu England weiter zu pflegen, um mit englischer Zustimmung unsere beiderseitigen Absichten später zu verwirklichen.

Die Aufrichtigkeit der britischen Regierung, in ihrem Bestreben unsere Rechte zu achten, zeigte sich darin, daß Sir Ed. Grey, noch ehe der Vertrag fertiggestellt oder unterzeichnet war, englische Unternehmer, die in den uns durch den neuen Vertrag zugewiesenen Gebieten Kapitalanlagen suchten und dafür die britische Unterstützung wünschten, an uns verwies mit dem Bemerken, daß das betreffende Unternehmen in unsere Interessensphäre gehöre.

Der Vertrag war schon zur Zeit des Königsbesuches in Berlin, also im Mai 1913, im wesentlichen fertig. In Berlin fand damals unter dem Vorsitz des Herrn Reichskanzlers eine Besprechung statt, an der auch ich teilnahm und bei der noch einzelne Wünsche festgelegt wurden. Bei meiner Rückkehr nach London gelang es mir mit Hilfe des Botschaftsrats von Kühlmann, der mit Mr. Parker die Einzelheiten des Vertrages bearbeitete, auch unsere letzten Vorschläge durchzusetzen, so daß der ganze Vertrag schon im August 1913, vor Antritt meines Urlaubs, von Sir Ed. Grey und mir paraphiert werden konnte.

Nun sollten aber neue Schwierigkeiten entstehen, die die Unterzeichnung verhinderten und erst nach einem Jahre, also kurz

vor Kriegsausbruch, konnte ich die Ermächtigung erhalten zum endgültigen Abschluß. Zur Unterzeichnung aber ist es nicht mehr gekommen.

Sir Ed. Grey wollte nämlich nur unterzeichnen, falls der Vertrag mit samt den beiden Verträgen von 1898 und 1899 veröffentlicht wurde. England besitze sonst keine geheimen Verträge und es sei gegen die bestehenden Grundsätze, bindende Abmachungen zu verheimlichen. Er könne daher keinen Vertrag eingehen, ohne ihn zu veröffentlichen. Über Zeitpunkt und Art der Veröffentlichung sei er aber bereit, unseren Wünschen Rechnung zu tragen, vorausgesetzt, daß die Veröffentlichung in längstens Jahresfrist nach Unterzeichnung erfolge.

Im Auswärtigen Amt aber, wo meine Londoner Erfolge zunehmendes Mißvergnügen erregten, und wo eine einflußreiche Persönlichkeit, die die Rolle des Herrn von Holstein spielte, den Londoner Posten für sich in Anspruch nahm, erklärte man, die Veröffentlichung gefährde unsere Interessen in den Kolonien, da die Portugiesen uns alsdann keine Konzessionen mehr geben würden.

Die Nichtigkeit dieses Einwandes erhellt aus der Erwägung, daß der alte Vertrag den Portugiesen höchstwahrscheinlich ebenso längst bekannt war, wie unsere neuen Abmachungen, angesichts der Intimität der portugiesisch-englischen Beziehungen, und daß bei dem Einfluß, den England in Lissabon besitzt, die dortige Regierung einem deutsch-britischen Einverständnis gegenüber völlig willenlos ist.

Es galt also, einen anderen Vorwand zu finden, um den Vertrag scheitern zu lassen. Die Bekanntgabe des Windsor-Vertrages, der zur Zeit des Fürsten Hohenlohe geschlossen wurde, und der nur eine Erneuerung des niemals außer Kraft getretenen Vertrages Karls II. war, könne die Stellung des Herrn von Bethmann-Hollweg gefährden, als Beweis britischer Heuchelei und Perfidie!

Ich wies darauf hin, daß die Einleitung zu unseren Verträgen ganz dasselbe besage, wie der Windsor-Vertrag und wie andere ähnliche Verträge, nämlich, daß wir die souveränen Rechte Portugals wahren und die Unversehrtheit seines Besitzes schützen wollten. Vergebens! Trotz wiederholter Unterredungen mit Sir Ed. Grey, bei denen der Minister immer neue Vorschläge machte für die Veröffentlichung, beharrte das Auswärtige Amt auf seinem Standpunkt und verabredete schließlich mit Sir Ed. Goschen, daß alles so bleiben sollte wie es bisher gewesen!

Der Vertrag, der uns außerordentliche Vorteile bot, das Ergebnis einer mehr als einjährigen Arbeit, war somit gefallen, weil er für mich ein öffentlicher Erfolg gewesen wäre.

Als ich im Frühjahr 1914 gelegentlich eines Dinners auf der Botschaft, an dem Mr. Harcourt teilnahm, den Gegenstand berührte,

erklärte mir der Kolonialminister, er befinde sich in Verlegenheit und wisse nicht, wie sich zu verhalten. Der gegenwärtige Zustand sei unerträglich, da er, Mr. Harcourt, unsere Rechte berücksichtigen wolle, andererseits aber im Zweifel sei, ob er sich nach dem alten Vertrage oder dem neuen zu richten habe. Es sei daher dringend erwünscht, Klarheit zu schaffen und die Sache, die sich nun schon so lange hinziehe, zum Abschluß zu bringen.

Auf einen diesbezüglichen Bericht erhielt ich einen sehr wenig höflichen, aber um so erregteren Erlaß, demzufolge ich mich jeder weiteren Einmischung in der Sache zu enthalten hätte.

Ich bedauere es heute, daß ich nicht daraufhin nach Berlin gefahren bin, um dem Monarchen meinen Posten zur Verfügung zu stellen, und daß ich immer noch den Glauben an die Möglichkeit einer Verständigung zwischen mir und den leitenden Persönlichkeiten nicht verloren hatte, ein verhängnisvoller Irrtum, der sich wenige Monate später in tragischer Weise rächen sollte! —

So wenig ich auch damals das Wohlwollen des obersten Reichsbeamten noch besaß, da er fürchtete, ich strebe nach seinem Posten, so muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei unserer letzten Unterredung vor Kriegsausbruch, Ende Juni 1914, auf die ich später noch zurückkomme, seine Zustimmung zur Unterschrift und Veröffentlichung erteilte. Trotzdem bedurfte es noch wiederholter Anregungen meinerseits, die von Herrn Dr. Solf in Berlin unterstützt wurden, um endlich Ende Juli 1914 die Genehmigung zu erwirken. Da aber die serbische Krisis damals schon den Frieden Europas bedrohte, mußte die Vollziehung des Vertrages verschoben werden. Auch er gehört zu den Opfern dieses Krieges.

Bagdad-Vertrag.

Gleichzeitig unterhandelte ich in London, dabei wirksam unterstützt durch Herrn von Kühlmann, über den sogen. Bagdad-Vertrag. Dieser bezweckte tatsächlich die Einteilung Klein-Asiens in Interessensphären, obwohl dieser Ausdruck mit Rücksicht auf die Rechte des Sultans ängstlich vermieden wurde. Sir Ed. Grey erklärte auch wiederholt, daß keine Abmachungen mit Frankreich und Rußland beständen, die die Aufteilung Klein-Asiens bezweckten.

Unter Zuziehung eines türkischen Vertreters, als welcher Hakki Pascha erschien, wurden alle wirtschaftlichen Fragen, die mit dem deutschen Unternehmen in Verbindung standen, im wesentlichen den Wünschen der Deutschen Bank entsprechend geregelt. Das wichtigste Zugeständnis, das Sir Ed. Grey mir persönlich gemacht hatte, war die Verlängerung der Bahnstrecke bis Basara. Dieser Endpunkt war nämlich unsererseits aufgegeben worden, zugunsten des Anschlusses nach Alexandrette. Bagdad bildete bisher den Endpunkt der Bahn. Für die

Schiffahrt auf dem Shat-el-Arab sollte eine internationale Kommission sorgen. Auch an den Hafenbauten in Basra wurden wir beteiligt und erhielten ferner Rechte an der Tigris-Schiffahrt, die bisher ein Monopol des Hauses Lynch war.

Durch diesen Vertrag wurde ganz Mesopotamien bis Basra unser Interessengebiet, unbeschadet älterer britischer Rechte an der Tigris-Schiffahrt und den Wilcox-Bewässerungsanlagen, ferner das ganze Gebiet der Bagdad- und Anatolischen Eisenbahn.

Als britischer Wirtschaftsbereich galten die Küsten des Persischen Busens und die Smyrna-Aidin-Bahn, als französischer Syrien, als russischer Armenien. Wurden beide Verträge vollzogen und veröffentlicht, so war damit eine Verständigung mit England erreicht, die allen Zweifel an der Möglichkeit einer „anglo-german cooperation" für immer ein Ende machte.

Flottenfrage.

Die heikelste aller Fragen war und blieb die Flottenfrage. Sie wird nicht immer ganz richtig beurteilt.

Die Schaffung einer mächtigen Flotte am andern Ufer der Nordsee, die gleichzeitige Entwicklung der bedeutendsten Militärmacht des Festlandes zur bedeutendsten Seemacht desselben, mußte in England zum mindesten als Unbequemlichkeit empfunden werden. Hierüber kann billigerweise kein Zweifel bestehen. Um den nötigen Vorsprung zu behalten und nicht in Abhängigkeit zu geraten und die Herrschaft der Meere zu sichern, die Britannien benötigt, um nicht zu verhungern, mußte es zu Rüstungen und Ausgaben schreiten, die schwer auf dem Steuerzahler lasteten. Eine Bedrohung der britischen Weltstellung ergab sich jedoch, wenn unsere Politik die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen gewärtigen ließ. Diese Voraussetzung war bei den Marokkokrisen und der bosnischen Frage in sichtbare Nähe getreten.

Mit unserer Flotte nach den bestehenden Festlegungen hatte man sich abgefunden. Sie war den Briten gewiß nicht willkommen und bildete einen der Gründe, aber nicht den einzigen, für den Anschluß Englands an Frankreich und Rußland, aber wegen der Flotte allein hätte England ebensowenig zum Schwerte gegriffen, wie etwa wegen unseres Handels, der angeblich den Neid und schließlich den Krieg gezeitigt hat.

Ich vertrat von Anfang an den Standpunkt, daß es trotz der Flotte möglich sei, zu freundschaftlicher Verständigung und Annäherung zu gelangen, wenn wir keine Novelle brächten und eine zweifelsfreie Friedenspolitik betreiben. Auch vermied ich es von der Flotte zu sprechen, und zwischen Sir Ed. Grey und mir ist das Wort überhaupt nicht gefallen. Sir Ed. Grey er-

klärte gelegentlich in einer Kabinettsitzung: „The present German Ambassador has never mentioned the fleet to me.“

Während meiner Amtszeit regte bekanntlich Mr. Churchill, der damalige Erste Lord der Admiralität, den sogen. „Naval holiday“ an und schlug aus finanziellen Gründen und wohl auch um der pazifistischen Richtung in seiner Partei entgegenzukommen, eine einjährige Rüstungspause vor. Amtlich von Sir Ed. Grey wurde der Vorschlag nicht unterstützt, mir hat er nie davon gesprochen, Mr. Churchill redete mich aber wiederholt darauf an.

Ich bin überzeugt, daß seine Anregung aufrichtig gemeint war, wie überhaupt Winkelzügigkeit nicht im Wesen des Engländers liegt. Es wäre für Mr. Churchill ein großer Erfolg gewesen, dem Lande mit Ersparnissen aufwarten und den Rüstungsalp, der auf dem Volke lastete, erleichtern zu können.

Ich entgegnete, es würde aus technischen Gründen schwer sein, auf seinen Gedanken einzugehen. Was solle aus den Arbeitern werden, die für diese Zwecke geworben seien, was aus dem technischen Personal? Unser Flottenprogramm sei einmal festgelegt und daran ließe sich schwer etwas ändern. Wir beabsichtigten es andererseits auch nicht zu überschreiten. Er kam aber wieder darauf zurück und machte geltend, daß die für ungeheure Rüstungen aufgewendeten Mittel doch besser für andere, nutzbringende Zwecke Verwendung fänden. Ich entgegnete, daß auch diese Ausgaben der heimischen Industrie zugute kämen.

Es gelang mir auch durch Unterredungen mit Sir W. Tyrrell, dem Kabinettchef Sir Edwards, die Frage von der Tagesordnung abzusetzen, ohne zu verstimmen, obwohl sie im Parlamente wiederkehrte, und zu verhindern, daß ein amtlicher Vorschlag erging. Es war aber ein Lieblingsgedanke Mr. Churchills und der Regierung, und ich glaube, daß wir durch Eingehen auf seine Anregung sowie auf die Formel 16 : 10 für Großkampfschiffe einen greifbaren Beweis unseres guten Willens geben und die bei der Regierung vorherrschende Tendenz, mit uns in nähere Fühlung zu kommen, wesentlich befestigen und fördern konnten.

Aber, wie gesagt, es war möglich trotz der Flotte und auch ohne „naval holiday“ zu einer Verständigung zu gelangen. In diesem Sinne hatte ich meine Mission von Anfang an aufgefaßt und es war mir auch gelungen, mein Programm zu verwirklichen, als der Ausbruch des Krieges alles Erreichte vernichtete.

Handelsneid.

Der Handelsneid, von dem so viel bei uns die Rede ist, beruht auf unrichtiger Beurteilung der Verhältnisse. Gewiß bedrohte das Emporkommen Deutschlands als Handelsmacht nach dem 70er

Kriege und in den folgenden Dezennien die Interessen der britischen Handelskreise, die mit ihrer Industrie und mit ihren Exporthäusern eine Art Monopolstellung besaßen. Der zunehmende Warenaustausch mit Deutschland aber, das an der Spitze aller britischen Exportländer in Europa stand, eine Tatsache, auf die ich in meinen öffentlichen Reden immer hinwies, hatte den Wunsch, mit dem besten Kunden und Geschäftsfreund in guten Beziehungen zu bleiben gezeitigt und alle andern Erwägungen allmählich zurückgedrängt.

Der Brite ist matter of fact, er findet sich mit Tatsachen ab und kämpft nicht gegen Windmühlen. Gerade in den kaufmännischen Kreisen fand ich das lebhafteste Entgegenkommen und das Bestreben, die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen zu fördern. Tatsächlich interessierte sich niemand dort für den russischen, italienischen, österreichischen, ja nicht einmal für den französischen Vertreter, trotz seiner bedeutenden Persönlichkeit und seiner politischen Erfolge. Nur der deutsche und amerikanische Botschafter erregten die öffentliche Aufmerksamkeit.

Ich habe, um mit den wichtigen Handelskreisen Fühlung zu bekommen, den Einladungen der Vereinigten Handelskammern sowie der Londoner und Bradforder Kammer entsprochen und war Gast der Städte Newcastle und Liverpool. Überall war ich der Gegenstand herzlicher Huldigungen. Manchester, Glasgow und Edinburgh hatten mich gleichfalls geladen und wollte ich später dorthin gehen.

Es wurde mir von Leuten, die britische Verhältnisse verkennen und die Bedeutung der „public dinners" nicht würdigen, und auch von solchen, denen meine Erfolge unerwünscht waren, der Vorwurf gemacht, ich habe durch meine Reden geschadet. Ich glaube vielmehr, daß mein öffentliches Auftreten und die Betonung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen nicht unwesentlich zur Besserung der Beziehungen beigetragen hat, abgesehen davon, daß es ungeschickt und unhöflich gewesen wäre, alle Einladungen abzulehnen.

Auch in allen anderen Kreisen habe ich die liebenswürdigste Aufnahme, ein warmes Entgegenkommen gefunden, bei Hof wie in der Gesellschaft und bei der Regierung.

Hof und Gesellschaft.

Der König, wenn auch nicht gerade sehr gebildet oder bedeutend, aber ein harmloser und wohlwollender Mann mit einfachem, gesundem Sinn, common sense, war stets bestrebt, mir Wohlwollen zu zeigen und aufrichtig gewillt, meine Aufgabe zu fördern. Trotz der geringen Macht, die die englische Verfassung der Krone läßt, vermag der Monarch kraft seiner Stellung die Stimmung doch sehr zu beeinflussen, sowohl in der Gesellschaft, wie auch bei der Regierung. Die Krone ist die Spitze der Gesellschaftspyramide, von

ihr geht der Ton aus. Die Gesellschaft, überwiegend unionistisch (konservativ), befaßt sich mit Einschluß der Damen von jeher eifrig mit Politik. Sie ist im Hause of Lords wie bei den Commons und daher auch im Kabinett vertreten.

Der Engländer gehört entweder zur Society oder möchte zu ihr gehören. Sein Streben ist und bleibt ein vornehmer Mann, ein Gentlemann zu sein, und selbst Politiker bescheidener Herkunft verkehren mit Vorliebe in der Gesellschaft und mit schönen, eleganten Damen!

Der britische Gentleman beider Parteien genießt die gleiche Erziehung, besucht dieselben Colleges und Universitäten, betreibt die nämlichen Sports, sei es nun Golf, Kricket, Lawn-Tennis oder Polo. Alle haben in der Jugend Kricket und Fußball gespielt, sie haben dieselben Lebensgewohnheiten und verbringen das week-end auf dem Lande. Keine soziale Kluft trennt die Parteien, sondern nur eine politische, die sich in den letzten Jahren nur insofern zu einer sozialen entwickelte, als die Politiker beider Lager sich gesellschaftlich mieden. Man durfte selbst auf dem neutralen Boden einer Botschaft beide Lager nicht mischen, da die Unionisten seit der Veto- und der Homerulebill die Radikalen ächteten. Als wenige Monate nach meiner Ankunft das Königspaar bei uns speiste, verließ Lord Londonderry nach Tisch das Haus, um nicht mit Sir Ed. Grey zusammen zu bleiben. Aber es ist kein Gegensatz, der in der Kaste und Erziehung liegt, wie in Frankreich, es sind nicht zwei getrennte „Welten", sondern dieselbe „Welt", und das Urteil über einen Ausländer ist ein gemeinsames und nicht ohne Einfluß auf seine politische Stellung, ob nun Mr. Asquith regiert oder Lord Lansdowne.

Ein Gegensatz der Kaste besteht in England nicht mehr seit der Zeit der Stuarts und nachdem die Welfen und die Whigoligarchie im Gegensatz zu dem toristischen Landadel die bürgerlich-städtischen Kreise emporkommen ließen. Es ist vielmehr ein Gegensatz der politischen Meinungen über staatsrechtliche oder kirchliche Fragen, oder über Steuerpolitik. Gerade Aristokraten, die sich der Volkspartei, den Radikalen anschließen, wie Grey, Churchill, Harcourt, Crewe, wurden von der unionistischen Aristokratie am meisten gehaßt. Niemals begegnete man einem dieser Herren in den großen aristokratischen Häusern, außer bei den wenigen Parteifreunden.

Wir wurden in London mit offenen Armen aufgenommen und beide Parteien überboten sich in Zuvorkommenheit. Es wäre fehlerhaft, gesellschaftliche Beziehungen bei dem engen Verhältnis, das in England zwischen Politik und Gesellschaft besteht, zu unterschätzen, selbst wenn die große Mehrheit der oberen Zehntausend sich in Opposition zur Regierung befindet.

Zwischen Herrn Asquith und dem Duke of Devonshire besteht eben nicht die unüberbrückbare Kluft, wie etwa zwischen Herrn Briand und dem Duc de Doudeauville. Sie verkehren zwar in Zeiten erregter Spannung nicht miteinander, sie gehören zwei gesonderten gesellschaftlichen Gruppen an, es sind aber doch Teile derselben Gesellschaft, wenn auch verschiedener Stufen, deren Mittelpunkt der Hof ist, sie haben gemeinsame Freunde und Lebensgewohnheiten, sie kennen sich meist von Jugend an und sind auch oft verwandt und verschwägert.

Erscheinungen wie Mr. Lloyd George, der Mann des Volkes, kleiner Advokat und self-made-man, sind Ausnahmen. Selbst Dr. Burns, Sozialist, Arbeiterführer und Autodidakt, suchte Fühlung in der Gesellschaft. Bei dem verbreiteten Bestreben, als Gentleman zu gelten, als dessen unerreichtes Vorbild der große Aristokrat noch immer erscheint, ist das Urteil gerade der Gesellschaft und ihre Haltung nicht zu unterschätzen.

Nirgends spielt daher die gesellschaftliche Eignung eines Vertreters eine größere Rolle wie in England. Ein gastfreies Haus mit freundlichen Wirten ist mehr wert als die profundesten wissenschaftlichen Kenntnisse, und ein Gelehrter mit provinziellem Wesen und allzu kargen Mitteln würde trotz allen Wissens keinen Einfluß gewinnen.

Was der Brite haßt, ist a bore, a schemer, a prig, was er liebt, ist a good fellow!

Sir Edward Grey.

Sir Edward Greys Einfluß war in allen Fragen der auswärtigen Politik nahezu unbeschränkt. Zwar sagte er bei wichtigen Anlässen: „I must first bring it before the cabinet", doch schloß dieses sich seinen Ansichten regelmäßig an. Seine Autorität war unbestritten. Obwohl er das Ausland gar nicht kennt und außer einer kurzen Reise nach Paris niemals England verlassen hatte, beherrschte er alle wichtigen Fragen durch langjährige parlamentarische Erfahrung und natürlichen Überblick. Französisch versteht er, ohne es zu sprechen. In jungen Jahren in das Parlament gewählt, hatte er bald angefangen, sich mit Auslandspolitik zu befassen. Unter Lord Roseberry parlamentarischer Unterstaatssekretär des Auswärtigen, wurde er 1906 unter Mr. Campbell-Bannermann Staatssekretär und bekleidet diesen Posten nunmehr seit 10 Jahren.

Aus einer alten im Norden Englands begüterten Familie stammend, die bereits den bekannten Staatsmann Earl Grey geliefert hatte, schloß er sich dem linken Flügel seiner Partei an und sympathisierte mit Sozialisten und Pazifisten. Man kann ihn einen Sozialisten im idealen Sinne nennen, denn er übertrug die Theorie



auch auf sein Privatleben, das sich durch die größte Einfachheit und Anspruchslosigkeit auszeichnet, obwohl er über reichliche Mittel verfügt. Jede „Repräsentation" liegt ihm fern. Er hatte in London nur ein kleines Absteigequartier, gab niemals „Dinners", außer dem einen amtlichen im Foreign Office zu Königs Geburtstag. Wenn er ausnahmsweise einige Gäste bei sich sah, so war es zu einem einfachen Essen oder Frühstück in ganz kleinem Kreise und mit weiblicher Bedienung. Auch mied er große Geselligkeiten und Feste.

Das week-end verbringt er, wie seine Kollegen. regelmäßig auf dem Lande, doch nicht mit eleganten, großen Parties. Meist bleibt er allein in seinem Cottage im Newforest, wo er lange Spaziergänge macht, um Vögel zu beobachten als leidenschaftlicher Naturfreund und Ornithologe. Oder aber er ging nach dem Norden auf sein Gut, wo er Eichhörnchen fütterte, die den Weg durch das Fenster fanden, und verschiedene Arten Wasservögel züchtet.

Mit Vorliebe setzte er sich gelegentlich nach Norfolk in die Sümpfe, um seltene Reiherarten beim Brüten zu beobachten, die nur dort nisten.

In seiner Jugend ein berühmter Kricket- und Racketspieler, ist jetzt sein Hauptsport das Angeln nach Lachs und Forellen in den schottischen Gewässern in Begleitung seines Freundes Lord Glenconnor, des Bruders von Mrs. Asquith. „All the rest of the year I am looking forward to it". Er hat ein Buck über den Angelsport herausgegeben.

Als wir ein week-end mit ihm allein bei Lord Glenconnor in der Nähe von Salisbury verbrachten, kam er auf dem Zweirad angefahren und kehrte ebenso nach seinem etwa 30 engl. Meilen entfernten Cottage zurück.

Die Einfachheit und Lauterkeit seines Wesens verschafften ihm auch die Achtung seiner Gegner, die mehr auf dem Gebiete der inneren wie der auswärtigen Politik zu suchen waren. Lügen und Intrigen liegen ihm gleichmäßig fern.

Seine Frau, die er zärtlich liebte, und von der er sich niemals trennte, starb infolge eines Sturzes aus einem Wagen, den sie selbst lenkte. Einer seiner Brüder wurde bekanntlich durch einen Löwen getötet.

Wordsworth ist sein Lieblingsdichter und er konnte ihn auswendig vortragen.

Der kühlen Ruhe seines britischen Wesens fehlt nicht der Sinn für Humor. Als er bei uns frühstückte in Gesellschaft der Kinder und deren deutsche Unterhaltung hörte, meinte er: „I cant help thinking how clever these children are to talk German so well" und freute sich über den Witz.

So sieht der Mann aus, der als „Lügen-Grey" und als Anstifter des Weltkrieges verschrieen wird.

Mr. Asquith.

Mr. Asquith ist ganz anderer Art. Jovialer Lebemann, Freund der Damen, namentlich der jungen und hübschen, liebt er heitere Geselligkeit und gute Küche und wird dabei von seiner lebenslustigen jüngeren Gattin unterstützt. Ehemals bekannter Advokat mit reichem Einkommen und langjähriger Parlamentarier, dann Minister unter Mr. Gladstone, Pazifist wie sein Freund Grey und Freund einer Verständigung mit Deutschland, behandelte er alle Fragen mit der heiteren Ruhe und Sicherheit eines erfahrenen Geschäftsmannes, dessen gute Gesundheit und vortreffliche Nerven durch fleißiges Golfspiel gestählt sind.

Seine Töchter gingen in deutsche Pensionate und sprachen fließend Deutsch. Wir waren nach kurzer Zeit mit ihm und seiner Familie befreundet und seine Gäste auf dem Lande in dem kleinen Hause an der Themse.

Um auswärtige Politik kümmerte er sich nur in seltenen Fällen; wenn wichtige Fragen vorlagen, dann war natürlich die letzte Entscheidung bei ihm. In den kritischen Tagen des Juli kam Mrs. Asquith wiederholt zu uns, um zu warnen, und war schließlich ganz verzweifelt über die tragische Wendung. Auch Herr Asquith war am 2. August, als ich ihn besuchte, um einen letzten Versuch im Sinne einer abwartenden Neutralität zu machen, ganz gebrochen, wenn auch vollkommen ruhig. Die Tränen liefen ihm über beide Wangen hinunter.

Nicolson.

Im Foreign Office hatten neben dem Minister Sir A. Nicolson und Sir W. Tyrrell den stärksten Einfluß.

Ersterer war nicht unser Freund, aber seine Haltung gegen mich war immer durchaus korrekt und zuvorkommend. Unsere persönlichen Beziehungen waren die besten. Auch er wollte den Krieg nicht, als wir aber gegen Frankreich zogen, hat er zweifellos im Sinne des s o f o r t i g e n Anschlusses gearbeitet.

Er war der Vertrauensmann meines französischen Kollegen, mit dem er in dauernder Fühlung stand, auch wollte er Lord Bertie in Paris ablösen.

Bekanntlich war Sir Arthur vorher Botschafter in Petersburg und hatte den Vertrag des Jahres 1907 abgeschlossen, der es Rußland ermöglichte, sich dem Westen und dem nahen Orient wieder zuzuwenden.

Tyrrell.

Viel größeren Einfluß als der permanente Unterstaatssekretär besaß der Kabinettschef oder „private Secretary" Sir Edwards: Sir W. Tyrrell. Dieser hochintelligente Mann hatte in Deutschland das Gymnasium besucht und sich nachher der Diplomatie zugewandt, war aber nur kurze Zeit im Ausland gewesen. Zunächst schloß er sich der damals unter den jüngeren britischen Diplomaten modernen antideutschen Richtung an, um später ein überzeugter Befürworter der Verständigung zu werden. In diesem Sinne hat er auch Sir Ed. Grey beeinflußt, mit dem er sehr intim war. Seit Ausbruch des Krieges hat er das Amt verlassen und im Home Office Anstellung gefunden, wohl infolge der gegen ihn wegen seiner germanophilen Richtung erhobenen Kritik.

Haltung des Amtes.

Die Wut gewisser Herren über meine Londoner Erfolge und über die Stellung, die ich mir in kurzer Zeit machen konnte, war unbeschreiblich. Schikanöse Erlasse wurden ersonnen, um mein Amt zu erschweren, ich blieb in völliger Unkenntnis der wichtigsten Dinge und wurde auf die Mitteilung belangloser, langweiliger Berichte beschränkt. Geheime Agentennachrichten über Dinge, die ich ohne Spionage und die nötigen Fonds nicht erfahren konnte, waren mir niemals zugänglich, und erst in den letzten Tagen des Juli 1914 erfuhr ich zufällig durch den Marineattaché die geheimen englisch-französischen Abmachungen über das Zusammenwirken beider Flotten im Falle eines Krieges. Auch andere wichtige und dem Amt längst bekannte Vorgänge, wie der Briefwechsel Grey-Cambon, wurden mir vorenthalten.

Kriegsfall.

Ich hatte bald nach meiner Ankunft die Überzeugung gewonnen, daß wir unter keinen Umständen einen englischen Angriff oder eine englische Unterstützung eines fremden Angriffs zu befürchten hätten, daß aber unter allen Umständen England die Franzosen schützen würde. Diese Ansicht habe ich in wiederholten Berichten und mit ausführlicher Begründung und großem Nachdruck vertreten, ohne jedoch Glauben zu finden, obwohl die Ablehnung der Neutralitätsformel durch Lord Haldane und die Haltung Englands während der Marokkokrise recht deutliche Winke waren. Dazu kamen noch die bereits erwähnten und dem Amte bekannten geheimen Abmachungen.

Ich wies immer wieder darauf hin, daß England als Handelsstaat bei jedem Kriege zwischen europäischen Großmächten außer-

ordentlich leiden, ihn daher mit allen Mitteln verhindern würde, andererseits aber eine Schwächung oder Vernichtung Frankreichs im Interesse des europäischen Gleichgewichts und um eine deutsche Übermacht zu verhindern niemals dulden könne. Das hatte mir bald nach meiner Ankunft Lord Haldane gesagt. In ähnlichem Sinne äußerten sich alle maßgebenden Leute.

Serbische Krise.

Ende Juni begab ich mich auf Allerhöchsten Befehl nach Kiel, nachdem ich wenige Wochen vorher in Oxford Ehrendoktor geworden war, eine Würde, die vor mir kein deutscher Botschafter seit Herrn von Bunsen bekleidet hatte. An Bord des „Meteor" erfuhren wir den Tod des Erzherzog-Thronfolgers. S. M. bedauerte, daß dadurch seine Bemühungen, den hohen Herrn für seine Ideen zu gewinnen, vergeblich waren. Ob der Plan einer aktiven Politik gegen Serbien schon in Konopischt festgelegt wurde, kann ich nicht wissen.

Da ich über Wiener Absichten und Vorgänge nicht unterrichtet war, maß ich dem Ereignis keine weitgehende Bedeutung bei. Ich konnte später nur feststellen, daß bei österreichischen Aristokraten ein Gefühl der Erleichterung andere Empfindungen überwog.

In Berlin angekommen, sah ich den Reichskanzler und sagte ihm, daß ich unsere auswärtige Lage für sehr befriedigend hielt, da wir mit England so gut ständen wie schon lange nicht. Auch in Frankreich sei ein pazifistisches Ministerium am Ruder.

Herr von Bethmann-Hollweg schien meinen Optimismus nicht zu teilen und beklagte sich über russische Rüstungen. Ich suchte ihn zu beruhigen und betonte namentlich, daß Rußland gar kein Interesse habe, uns anzugreifen, und daß ein solcher Angriff auch niemals die englisch-französische Unterstützung finden würde, da beide Länder den Frieden wollten. Darauf ging ich zu Herrn Dr. Zimmermann, der Herrn von Jagow vertrat, und erfuhr von ihm, daß Rußland im Begriffe sei, 900 000 Mann neuer Truppen aufzustellen. Aus seinen Worten ging eine unverkennbare Mißstimmung gegen Rußland hervor, das uns überall im Wege sei. Es handelte sich auch um handelspolitische Schwierigkeiten. Daß General von Moltke zum Kriege drängte, wurde mir natürlich nicht gesagt. Ich erfuhr aber, daß Herr von Tschirschky einen Verweis erhalten, weil er berichtete, er habe in Wien Serbien gegenüber zur Mäßigung geraten.

Auf meiner Rückreise aus Schlesien auf dem Wege nach London hielt ich mich nur wenige Stunden in Berlin auf und hörte, daß Österreich beabsichtige, gegen Serbien vorzugehen, um unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen.

Leider unterschätzte ich in dem Augenblick die Tragweite der Nachricht. Ich glaubte, es würde doch wieder nichts daraus werden, und falls Rußland drohte, leicht beizulegen sein. Heute bereue ich, nicht in Berlin geblieben zu sein und sogleich erklärt zu haben, daß ich eine derartige Politik nicht mitmache.

Nachträglich erfuhr ich, daß bei der entscheidenden Besprechung in Potsdam am 5. Juli die Wiener Anfrage die unbedingte Zustimmung aller maßgebenden Persönlichkeiten fand und mit dem Zusatze, es werde auch nichts schaden, wenn daraus ein Krieg mit Rußland entstehen sollte. So heißt es wenigstens im österreichischen Protokoll, das Graf Mensdorff in London erhielt.

Dann bekam ich die Weisung, hinzuwirken, daß die englische Presse eine freundliche Haltung einnähme, wenn Österreich der großserbischen Bewegung den „Todesstoß" versetze, und durch meinen Einfluß möglichst zu verhindern, daß die öffentliche Meinung gegen Österreich Stellung nähme. Die Erinnerungen an die Haltung Englands während der Annexionskrise, wo die öffentliche Meinung für die serbischen Rechte auf Bosnien sympathisierte, sowie auch an die wohlwollende Förderung nationaler Bewegungen zur Zeit Lord Byrons und Garibaldis, dieses und anderes sprach so sehr gegen die Wahrscheinlichkeit einer Unterstützung der geplanten Strafexpedition gegen die „Fürstenmörder", daß ich mich veranlaßt sah, dringend zu warnen. Ich warnte aber auch vor dem ganzen Projekt, das ich als abenteuerlich und gefährlich bezeichnete, und riet, den Österreichern Mäßigung anzuempfehlen, da ich nicht an die „Lokalisierung des Konflikts" glaubte.

Herr von Jagow antwortete mir, Rußland sei nicht bereit, etwas „Gepolter" würde es wohl geben, aber je fester wir zu Österreich ständen, um so eher würde Rußland zurückweichen. Österreich beschuldige uns schon so der „Flaumacherei", und so dürften wir nicht „kneifen". Die Stimmung in Rußland würde andererseits immer deutschfeindlicher, und da müßten wir es eben riskieren.

Angesichts dieser Haltung, die, wie ich später erfuhr, auf Berichten des Grafen Pourtales fußte, daß Rußland unter keinen Umständen sich rühren werde, und die uns veranlaßten, den Grafen Berchtold zu möglichster Energie anzufeuern, erhoffte ich die Rettung von einer englischen Vermittlung, da ich wußte, daß Sir Edward Greys Einfluß in Petersburg im Sinne des Friedens zu verwerten war. Ich benutzte daher meine freundschaftlichen Beziehungen zum Minister, um ihn vertraulich zu bitten, in Rußland zur Mäßigung zu raten, falls Österreich, wie es schien, von den Serben Genugtuung verlangt.

Zunächst war die Haltung der englischen Presse ruhig und den Österreichern freundlich, da man den Mord verurteilte. Allmählich

aber wurden immer mehr Stimmen laut, welche betonten, daß, so sehr eine Ahndung des Verbrechens nötig sei, eine Ausbeutung desselben zu politischen Zwecken nicht zu rechtfertigen wäre. Österreich wurde eindringlich zur Mäßigung aufgefordert.

Als das Ultimatum erschien, waren alle Organe mit alleiniger Ausnahme des stets notleidenden „Standard" einig in der Verurteilung. Die ganze Welt — außer in Berlin und Wien — begriff, daß es den Krieg, und zwar den Weltkrieg bedeutete. Die britische Flotte, welche zufällig zu einer Flottenschau versammelt war, wurde nicht demobilisiert.

Ich drängte zunächst auf eine möglichst entgegenkommende Antwort Serbiens, da die Haltung der russischen Regierung keinen Zweifel mehr an dem Ernst der Lage ließ.

Die serbische Antwort entsprach den britischen Bemühungen, denn tatsächlich hatte Herr Pasitsch alles angenommen, bis auf zwei Punkte, über die er sich bereit erklärte, zu unterhandeln.

Wollten Rußland und England den Krieg, um uns zu „überfallen", so genügte ein Wink nach Belgrad, und die unerhörte Note blieb unbeantwortet.

Sir Ed. Grey ging die serbische Antwort mit mir durch und wies auf die entgegenkommende Haltung der Regierung in Belgrad hin. Wir berieten dann seinen Vermittlungsvorschlag, der eine beiden Teilen annehmbare Auslegung dieser beiden Punkte vereinbaren sollte. Unter seinem Vorsitz wären Herr Cambon, Marquis Imperiali und ich zusammengetreten, und es wäre leicht gewesen, eine annehmbare Form für die strittigen Punkte zu finden, die im wesentlichen die Mitwirkung der K. u. K. Beamten bei den Untersuchungen in Belgrad betrafen. In einer oder zwei Sitzungen war alles bei gutem Willen zu erledigen und schon die bloße Annahme des britischen Vorschlages hätte eine Entspannung bewirkt und unsere Beziehungen zu England weiter verbessert. Ich befürwortete ihn daher dringend, „da sonst der Weltkrieg bevorstehe, bei dem wir alles zu verlieren und nichts zu gewinnen hätten". Umsonst. Es sei gegen die Würde Österreichs, auch wollten wir uns in die serbische Sache nicht mischen, wir überließen sie unserm Bundesgenossen. Ich solle auf „Lokalisierung des Konflikts" hinwirken.

Es hätte natürlich nur eines Winkes von Berlin bedurft, um den Grafen Berchtold zu bestimmen, sich mit einem diplomatischen Erfolg zu begnügen und sich bei der serbischen Antwort zu beruhigen. Dieser Wink ist aber nicht ergangen. Im Gegenteil, es wurde zum Kriege gedrängt. Es wäre ein zu schöner Erfolg gewesen!

Nach unserer Ablehnung bat Sir Edward Grey uns, mit einem Vorschlag hervorzutreten. Wir bestanden auf dem Kriege. Ich

konnte keine andere Antwort erhalten, als daß es ein „kolossales Entgegenkommen" Österreichs sei, keine Gebietserwerbungen zu beabsichtigen.

Sir Edward Grey wies mit Recht darauf hin, daß man auch ohne Gebietserwerbung ein Land zum Vasallen erniedrigen kann und daß Rußland hierin eine Demütigung erblicken und es daher nicht dulden werde.

Der Eindruck befestigte sich immer mehr, daß wir den Krieg unter allen Umständen wollten. Anders war unsere Haltung in einer Frage, die uns doch direkt gar nichts anging, nicht zu verstehen. Die inständigen Bitten und bestimmten Erklärungen des Herrn Ssasanow, später die geradezu demütigen Telegramme des Zaren, die wiederholten Vorschläge Sir Edwards, die Warnungen des Marquis San Guilliano und des Herrn Bollati, meine dringenden Ratschläge, alles nützte nichts, in Berlin blieb man dabei: Serbien muß massakriert werden.

Je mehr ich drängte, um so weniger wollte man einlenken, schon weil ich nicht den Erfolg haben sollte, mit Sir Edward den Frieden zu retten!

Da entschloß sich letzterer am 29. zu der bekannten Warnung. Ich entgegnete, daß ich stets berichtet hätte, wir würden mit der englischen Gegnerschaft rechnen müssen, falls es zum Kriege mit Frankreich käme. Wiederholt sagte mir der Minister: „If war breaks cut, it will be the greatest catastrophy the world has ever seen."

Die Ereignisse überstürzten sich bald darauf. Als endlich Graf Berchtold, der bis dahin auf Berliner Weisungen den starken Mann spielte, sich zum Einlenken entschloß, beantworteten wir die russische Mobilmachung, nachdem Rußland eine ganze Woche vergeblich unterhandelt und gewartet hatte, mit dem Ultimatum und der Kriegserklärung.

Englische Kriegserklärung.

Noch immer sann Sir Edward Grey nach neuen Auskünften. Am 1. August vormittags kam Sir W. Tyrrell zu mir, um mir zu sagen, sein Chef hoffe noch immer, einen Ausweg zu finden. Ob wir neutral bleiben wollten, falls Frankreich es auch täte? Ich verstand, daß wir dann bereit sein sollten, Frankreich zu schonen, er aber hatte gemeint, daß wir überhaupt, also auch gegen Rußland neutral bleiben. Das war das bekannte Mißverständnis. Sir Edward Grey hatte mich für den Nachmittag bestellt. Da er sich gerade in einer Kabinettssitzung befand, rief er mich an das Telephon, nachdem Sir W. Tyrrell gleich zu ihm geeilt war. Nachmittags aber sprach er nur mehr von der belgischen Neutralität und von

der Möglichkeit, daß wir und Frankreich uns bewaffnet gegenüber ständen, ohne uns anzugreifen.

Es war also überhaupt kein Vorschlag, sondern nur eine Anfrage ohne Verbindlichkeit, da, wie ich früher schon gemeldet, bald darauf unsere Besprechung stattfinden sollte. Die Nachricht wurde aber in Berlin, ohne erst die Unterredung abzuwarten, zur Grundlage einer weitgehenden Aktion gemacht.

Dann kam der Brief des Herrn Poincaré, der Brief Bonar Laws, das Telegramm des Königs Albert. Die Schwankenden wurden im Kabinett, bis auf drei Mitglieder, die austraten, umgestimmt.

Ich hatte auf eine abwartende Haltung Englands gehofft. Auch mein französischer Kollege fühlte sich keineswegs sicher, wie ich aus privater Quelle erfuhr. Noch am 1. hatte der König dem Präsidenten ausweichend geantwortet. In dem Telegramm aus Berlin, das die „drohende Kriegsgefahr" ankündigte, war aber England schon als Gegner mitgenannt. Man rechnete also bereits in Berlin mit dem Kriege gegen England.

Vor meiner Abreise empfing mich am 5. Sir Edward Grey in seiner Wohnung. Auf seinen Wunsch war ich hingegangen. Er war tief bewegt. Er sagte mir, er werde stets bereit sein, zu vermitteln, „we don't want to crush Germany". Diese vertrauliche Unterredung ist leider veröffentlicht worden. Damit hat Herr von Bethmann-Hollweg die letzte Möglichkeit zerstört, über England den Frieden zu erlangen.

Unsere Abreise vollzog sich durchaus würdig und ruhig. Vorher hatte der König seinen equerry Sir F. Ponsonby zu mir gesandt, um sein Bedauern über meine Abreise auszusprechen, und daß er mich nicht mehr sehen könne. Prinzeß Louise schrieb mir, die ganze Familie betrauere unseren Fortgang. Mrs. Asquith und andere Freunde kamen zum Abschied in die Botschaft.

Ein Extrazug brachte uns nach Harwich. Dort war eine Ehrenkompagnie für mich aufgestellt. Ich wurde wie ein abreisender Souverän behandelt. So endete meine Londoner Mission. Sie scheiterte nicht an den Tücken der Briten, sondern an den Lücken unserer Politik.

Auf dem Bahnhof in London hatte sich Graf Mensdorff mit seinem Stabe eingefunden. Er war vergnügt und gab mir zu verstehen, daß er vielleicht dort bliebe, den Engländern aber sagte er, Österreich habe den Krieg nicht gewollt, sondern wir.

Rückblick.

Wenn ich jetzt nach zwei Jahren mir alles rückwärts schauend vergegenwärtige, so sage ich mir, daß ich zu spät erkannte, daß kein Platz für mich war in einem System, das seit Jahren nur von Tra-

dition und Routine lebte und das nur Vertreter duldet, die so berichten, wie man es lesen will. Vorurteilslosigkeit und unabhängiges Urteil werden bekämpft, Unfähigkeit und Charakterlosigkeit gepriesen und geschätzt, Erfolge aber erregen Mißgunst und Beunruhigung! —

Ich hatte den Widerstand gegen die wahnsinnige Dreibundpolitik aufgegeben, da ich einsah, daß er zwecklos war und daß man meine Warnungen als „Austrophobie", als fixe Idee hinstellte. In der Politik, die nicht Akrobatentum oder Aktensport ist, sondern das Geschäft der Firma, gibt es keine Philie oder Phobie, sondern nur das Interesse des Gemeinwesens. Eine Politik aber, die sich bloß auf Österreicher, Magyaren und Türken stützt, muß in Gegensatz zu Rußland geraten, und schließlich zur Katastrophe führen.

Trotz früherer Irrungen war im Juli 1914 noch alles zu machen. Die Verständigung mit England war erreicht. Wir mußten einen wenigstens das Durchschnittsmaß politischer Befähigung erreichenden Vertreter nach Petersburg senden und Rußland die Gewißheit geben, daß wir weder die Meerengen beherrschen, noch die Serben erdrosseln wollten. „Lachez l'Autriche et nous lacherons les Français," sagte uns Herr Ssasanow. Und Mr. Cambon sagte Herrn von Jagow: „Vous n'avez pas besoin de suivre l'Autriche partout".

Weder Bündnisse noch Kriege, sondern nur Verträge, die uns und andere schützten und einen wirtschaftlichen Aufschwung sicherten, der in der Geschichte ohne Vorgang war! War Rußland aber im Westen entlastet, so konnte es sich wieder nach Osten wenden, und der anglo-russische Gegensatz trat alsdann automatisch und ohne unsere Mitwirkung hervor, nicht minder aber der russisch-japanische.

Wir konnten auch der Frage der Rüstungsbeschränkung nähertreten und brauchten uns um österreichische Wirrnisse nicht mehr zu kümmern. Österreich-Ungarn aber war dann der Vasall des Deutschen Reiches auch ohne Bündnis und namentlich ohne Liebesdienste, die schließlich zum Kriege führen für die Befreiung Polens und die Vernichtung Serbiens, obwohl die deutschen Interessen gerade das Gegenteil heischen.

Ich hatte in London eine Politik zu unterstützen, deren Irrlehre ich erkannte. Das hat sich an mir gerächt, denn es war eine Sünde wider den hl. Geist.

Ankunft.

In Berlin angekommen, sah ich sofort, daß ich zum Sündenbock für die Katastrophe gemacht werden sollte, die unsere Regierung im Gegensatz zu meinen Ratschlägen und Warnungen verschuldet hatte.

Von amtlicher Seite wurde geflissentlich verbreitet, ich hätte mich durch Sir Edward Grey täuschen lassen, denn wenn er den Krieg nicht gewollt, würde Rußland nicht mobilisiert haben. Graf Pourtales, auf dessen Berichterstattung man sich verlassen hatte, sollte geschont werden, schon wegen seiner Verwandtschaft. Er habe sich „großartig" benommen, er wurde begeistert gelobt, ich um so schärfer getadelt.

„Was geht denn Serbien Rußland an?" sagte mir dieser Staatsmann nach achtjähriger Amtszeit in Petersburg. Die ganze Sache sollte eine britische Tücke sein, die ich nicht gemerkt. Im Amte erklärte man mir auch, im Jahre 1916 wäre es doch zum Kriege gekommen, dann wäre Rußland „fertig", daher sei es besser jetzt.

Schuldfrage.

Wir haben, wie aus allen amtlichen Veröffentlichungen hervorgeht, und auch durch unser Weißbuch nicht widerlegt wird, das durch seine Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit eine schwere Selbstanklage darstellt,

1. den Grafen Berchtold ermutigt, Serbien anzugreifen, obwohl kein deutsches Interesse vorlag und die Gefahr eines Weltkrieges uns bekannt sein mußte (ob wir den Wortlaut des Ultimatums gekannt, ist völlig gleichgültig);
2. in den Tagen zwischen dem 23. und 30. Juli 1914, als Herr Ssasonow mit Nachdruck erklärte, einen Angriff auf Serbien nicht dulden zu können, die britischen Vermittlungsvorschläge abgelehnt, obwohl Serbien unter russischem und britischem Drucke nahezu das ganze Ultimatum angenommen hatte und obwohl eine Einigung über die beiden fraglichen Punkte leicht zu erreichen und Graf Berchtold sogar bereit wäre, sich mit der serbischen Antwort zu begnügen;
3. am 30. Juli, als Graf Berchtold einlenken wollte und ohne daß Österreich angegriffen war, auf die bloße Mobilmachung Rußlands hin ein Ultimatum nach Petersburg geschickt und am 31. Juli den Russen den Krieg erklärt, obwohl der Zar sein Wort verpfändete, solange noch unterhandelt wird, keinen Mann marschieren zu lassen, also die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung geflissentlich vernichtet.

Ist es zu verwundern, wenn angesichts dieser unbestreitbaren Tatsachen außerhalb Deutschlands die gesamte Kulturwelt uns die alleinige Schuld am Weltkriege beimißt?

Feindlicher Standpunkt.

Ist es nicht begreiflich, daß unsere Feinde erklären, nicht eher ruhen zu wollen, bis ein System vernichtet ist, das eine dauernde

Bedrohung unserer Nachbarn bildet? Müssen sie nicht sonst befürchten, in einigen Jahren wieder zu den Waffen greifen zu müssen und wieder ihre Provinzen überrannt und ihre Städte und Dörfer vernichtet zu sehen? Haben nicht diejenigen recht behalten, die weissagten, daß der Geist Treitschkes und Bernhardis das deutsche Volk beherrsche, der den Krieg als Selbstzweck verherrlicht und nicht als Übel verabscheut, daß bei uns noch der feudale Ritter und Junker, die Kriegerkaste regiere und Ideale und Werte gestalte, nicht aber der bürgerliche Gentleman, daß die Liebe zur Mensur, die die akademische Jugend beseelt, auch denen erhalten bleibt, die die Geschicke des Volkes leiten? Hatten nicht die Ereignisse in Zabern und die parlamentarischen Verhandlungen des Falles dem Ausland gezeigt, wie staatsbürgerliche Rechte und Freiheiten bei uns bewertet werden, wenn militärische Machtfragen entgegenstehen?

In die Worte Euphorions kleidete der geistvolle, seither verstorbene Historiker Cramb, ein Bewunderer Deutschlands, die deutsche Auffassung:

„Träumt Ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! und so klingt es fort!"

Der „Militarismus", eigentlich eine Schule des Volkes und ein Instrument der Politik, macht die Politik zum Instrument der Militärmacht, wenn der patriarchalische Absolutismus des Soldatenkönigtums eine Haltung ermöglicht, die eine, militärisch-junkerlichen Einflüssen entrückte Demokratie nicht zulassen würde.

So denken unsere Feinde und so müssen sie denken, wenn sie sehen, daß trotz kapitalistischer Industrialisierung und trotz sozialistischer Organisierung die Lebenden, wie Friedrich Nietzsche sagt, noch von den Toten regiert werden. Das vornehmste feindliche Kriegsziel, die Demokratisierung Deutschlands, wird sich verwirklichen!

Bismarck.

Bismarck, gleich Napoleon, liebte den Kampf als Selbstzweck. Als Staatsmann vermied er neue Kriege, deren Sinnlosigkeit er erkannte. Er begnügte sich mit unblutigen Schlachten. Nachdem er in rascher Folge Christian, Franz Josef und Napoleon besiegt, kamen Arnim, Pius und Windhorst, Bebel, Richter, Ledochowski und Augusta an die Reihe.. Das genügte ihm nicht. Gortschakow hatte ihn wiederholt geärgert, der sich für größer hielt. Er wurde bis hart an den Krieg bekämpft, sogar durch Entziehung des Salonwagens. So entstand der traurige Dreibund. Zum Schlusse folgte

der Kampf gegen Wilbelm, in dem der Gewaltige unterlag wie Napoleon gegen Alexander.

Politische Ehen auf Tod und Leben geraten nur im staatsrechtlichen, nicht im völkerrechtlichen Verbande. Sie sind um so bedenklicher mit einem brüchigen Genossen. So war das Bündnis von Bismarck aucb niemals gemeint.

Die Engländer aber hat er stets scbonend behandelt, er wußte, daß es so klüger war. Die alte Viktoria wurde von ihm besonders ausgezeichnet, trotz des Hasses gegen die Tochter und gegen politische Engländerei, der gelehrte Beaconsfield und der welterfahrene Salisbury umworben und auch der sonderliche Gladstone, den er nicht mocbte, hatte sich eigentlich nicht zu beklagen.

Das Ultimatum an Serbien war die Krönung der Politik des Berliner Kongresses, der bosnischen Krise, der Londoner Konferenz! Doch noch war Zeit zur Umkehr! —

Was vor allem zu vermeiden war: der Bruch mit Rußland und mit England, das haben wir glücklicb erreicbt!

Unsere Zukunft.

Heute nacb zweijährigem Kampfe kann es nicht mebr zweifelhaft sein, daß wir auf einen bedingungslosen Sieg über Russen, Engländer, Franzosen, Italiener, Rumänen und Amerikaner nicht hoffen dürfen, mit dem „Niederringen" unserer Feinde nicht recbnen können. Zu einem Kompromißfrieden gelangen wir aber nur auf Grundlage der Räumung der besetzten Gebiete, deren Besitz für uns überdies eine Last und Schwäche und die Gefahr neuer Kriege bedeutet. Daber sollte alles vermieden werden, was denjenigen feindlicben Gruppen, die für den Kompromißgedanken vielleicht nocb zu gewinnen wären, den britischen Radikalen und den russischen Reaktionären ein Einlenken erscbwert. Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist das polnische Projekt ebenso zu verwerfen, wie jeder Eingriff in belgische Rechte oder die Hinricbtung britischer Bürger, vom wahnwitzigen U-Boot-Plane gar nicht zu reden.

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser". Richtig. Also nicht in Polen und Belgien, in Frankreich und Serbien. Das ist die Rückkehr zum hl. Römischen Reich, zu den Irrungen der Hobenstaufen und Habsburger. Es ist die Politik der Plantagenets, nicht die der Drake und Raleigh, Nelson und Rhodes. Dreibundpolitik ist Rückkebr zur Vergangenheit, Abkebr von der Zukunft, dem Imperialismus, der Weltpolitik. „Mitteleuropa" ist Mittelalter, Berlin-Bagdad eine Sackgasse, nicht der Weg ins Freie zu unbegrenzten Möglichkeiten, zur Weltmission des deutschen Volkes! —

Ich bin kein Gegner Österreichs oder Ungarns oder Italiens und Serbiens, oder irgendeines anderen Staates, sondern nur ein

Gegner der Dreibundpolitik, die uns von unseren Zielen ablenken und auf die schiefe Ebene der Kontinentalpolitik bringen mußte. Sie war nicht deutsche, sondern K. u. K. Hauspolitik. Die Österreicher hatten sich daran gewöhnt, das Bündnis als einen Schirm zu betrachten, unter dessen Schutz sie nach Belieben Ausflüge in den Orient machen konnten.

Und welches Ergebnis des Völkerringens haben wir zu gewärtigen? Die Vereinigten Staaten von Afrika werden britisch sein wie die von Amerika, Australien und Ozeanien. Und die lateinischen Staaten Europas werden, wie ich schon vor Jahren sagte, in dasselbe Verhältnis zu dem Vereinigten Königreich geraten, wie die lateinischen Schwestern Amerikas zu den Vereinigten Staaten. Der Angelsachse wird sie beherrschen. Das durch den Krieg erschöpfte Frankreich wird sich nur noch enger an Großbritannien anschließen. Auf die Dauer wird auch Spanien nicht widerstehen.

Und in Asien wird der Russe und Japaner sich ausbreiten mit seinen Grenzen und Sitten und der Süden wird den Briten bleiben.

Die Welt wird den Angelsachsen, Russen und Japanern gehören und der Deutsche allein bleiben mit Österreich und Ungarn. Seine Machtherrschaft wird die des Gedankens und des Handels sein, nicht aber die der Bürokraten und Soldaten. Er war zu spät erschienen und die letzte Möglichkeit, das Versäumte nachzuholen, ein Kolonialreich zu gründen, hat der Weltkrieg vernichtet.

Denn wir werden die Söhne Jahwes nicht verdrängen, das Programm des großen Rhodes wird sich erfüllen, der in der Ausbreitung des Britentums, im britischen Imperialismus das Heil der Menschheit erblickte.

Tu regere imperio populos Romane memento!
Hae tibi erunt artes; pacisque imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos.

Lichnowsky.

Eingabe an das preußische Herrenhaus.

Berlin W., den 20. April 1918.
Buchenstraße 2.

Es ist gegen mich ein Antrag aus § 9 der Verordnung vom 12. Oktober 1854 gestellt worden. Obwohl ich eigentlich ebensowenig glaubte, mich gegen den Verdacht verteidigen zu müssen, daß mein Verhalten in der Frage der vielerwähnten „Denkschrift" nicht der Würde des Hohen Hauses entspräche, wie etwa mich zu wehren gegen die in der Tagespresse erschienenen Schmähungen und Entstellungen, so halte ich mich doch für verpflichtet, der zur Prüfung jenes Antrages eingesetzten Kommission über den eigentlichen Sachverhalt nachstehend einige Aufklärung zu geben:

Meine durch eine unerhörte Indiskretion verbreiteten und veröffentlichten Betrachtungen werden bisher wohl den meisten der Herren entweder nur in Auszügen bekannt sein, die in der Tagespresse mit gehässigen Kommentaren erschienen sind, oder aber aus den von unbekannter Seite veranstalteten Abdrücken, die schon durch den gefälschten Titel: „Die Schuld der deutschen Regierung am Weltkriege" meiner intimen Aufzeichnung das Kennzeichen einer fremden Tendenz aufprägen.

Die von meinem Privatsekretär auf der Schreibmaschine mit wenigen Durchschlägen hergestellte Niederschrift bezeichnete sich: „Meine Londoner Mission 1912—1914". Sie sollte meine persönliche Haltung als Botschafter in London gegenüber unsachlichen und unbegründeten Angriffen vor mir selbst und meiner Familie rechtfertigen und außerdem meine dortigen Eindrücke und Erlebnisse und meine politischen Gedankengänge festhalten. Sie war für das Familienarchiv bestimmt und ist von mir nur einer ganz kleinen Zahl mir nahestehender Persönlichkeiten, bei denen strengste Diskretion zu erwarten war, mitgeteilt worden.

War es bei dem intimen Charakter der Schrift selbstverständlich, daß meine Person im Mittelpunkte der Darstellung stand, so muß letzterer Umstand peinlich berühren, wenn jemand es zu unternehmen wagt, die Schuld am Weltkriege als Überschrift zu wählen.

Die Druckschrift legt mir auch in den Mund, ich hätte das Scheitern meiner Mission auf die „Tücken" unserer Politik geschoben. Meine Niederscbrift aber spricht nicht von „Tücken", sondern von „Lücken" unserer Politik (S. 53).

Hinsichtlich der Veröffentlicbung kann ich mir auch nicht einmal den Vorwurf der Fahrlässigkeit machen. Daß ich im intimsten Kreise und unter strengster Diskretion, zumal angesichts der selbst aus amtlichen Kreisen zu Unrecht gegen mich erhobenen Vorwürfe, meine Gedankengänge besprochen habe, wird kein Politiker als ein Vergehen betrachten.

Es haben nun alle Herren meine Niederschrift streng diskret behandelt, nur einer hat sich zu der Unvorsicbtigkeit verleiten lassen, dem Hauptmann von Beerfelde aus der Politischen Abteilung des Generalstabes, der sich wiederholt bei ihm über politische und wirtschaftliche Fragen zu orientieren sucbte, die Schrift für 24 Stunden anzuvertrauen gegen die unbedingte Verpflichtung, sie nur persönlich zu lesen und nach Ablauf dieser Frist ihm wieder zuzustellen. Der Offizier hat entgegen dieser Zusage trotz wiederholter dringender Erinnerung die Schrift noch ein bis zwei Tage länger behalten und in weltfremder Verkennung der Bedeutung der Schrift und in dem Wahn, sie könnte zur Herbeiführung des Friedens dienen, etwa 50 Abdrucke davon herstellen lassen, und sie Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen, dem Herzog von Braunschweig, dem Prinzen Max von Baden, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, dem Generalquartiermeister Ludendorff, dem Staatssekretär des Kolonialamts Dr. Solf, dem Staatssekretär des Reichsschatzamts Grafen von Roedern, dem Generalstab und anderen offiziellen Stellen und hervorragenden Persönlichkeiten zugeschickt. Es scheint nicht, daß von irgendeinem dieser Herren oder seinen Vorgesetzten etwas geschehen ist, um dieser Verbreitung entgegenzutreten. Icb selbst habe erst einige Wochen später Kenntnis von dem bedauerlichen Vorgang erhalten und sofort versucht, die Einziehung der versandten Exemplare herbeizuführen. Leider batte der Hauptmann von Beerfelde die Schrift inzwischen Parlamentariern und Journalisten zugesandt, so daß sich meine Bemühungen um die Einziehung als vergeblich erwiesen. Jch habe mich darauf dem damaligen Reichskanzler, Herrn Dr. Michaelis, zur Verfügung gestellt und bin seither in steter Fühlungnahme mit dem Auswärtigen Amt bestrebt gewesen, der weiteren Verbreitung, namentlich aber der Übertragung der Schrift ins Ausland, entgegenzuwirken.

Icb glaube aussprecben zu dürfen, daß ich mit einer derartigen Indiskretion nicht rechnen konnte.

Alles dies ist in dem gegen mich von dem Herrn Oberstaatsanwalt beim Landgericht I Berlin eingeleiteten Ermittlungsver-

fahren eingehend erörtert und klargestellt. Ich habe deshalb auch das Herrenhaus durch meinen Rechtsvertreter Herrn Geh. Justizrat Dr. von Gordon bitten lassen, von meiner Immunität als Herrenhausmitglied abzusehen und dem Oberstaatsanwalt die Genehmigung zur Strafverfolgung zu erteilen. Dieses Verfahren wird, so hoffe ich, auch weiter dartun, daß ich mich niemandem gegenüber einer Verletzung des Dienstgeheimnisses schuldig gemacht habe.

Handlungen können es hiernach nicht sein, durch die in meiner Person die Würde des Hohen Hauses verletzt wäre.

Ist es etwa die Gesinnung, die aus meiner Niederschrift spricht? Ich glaube zuversichtlich: Nein! Denn ich habe keinen Gedanken zum Ausdruck gebracht, der nicht von zahlreichen Politikern auch innerhalb des Herrenhauses selbst geteilt würde.

Die Gedankengänge, denen ich Ausdruck geben wollte, sind kurz die folgenden:

Erstens wollte ich zeigen, daß eine Verständigung mit England, die den ausgesprochenen Zweck meiner Mission bildete, sehr wohl zu erreichen und nahezu erreicht war, als der Weltkrieg ausbrach, und daß das englische Kabinett bereitwilligst die Hand dazu bot. Die beiden fertiggestellten Verträge über die portugiesischen Kolonien und über die Bagdadbahn, in denen das Londoner Kabinett ein weitgehendes Entgegenkommen an den Tag legte, lieferten sprechende Beweise hierfür. Ist doch in ganz ähnlicher Weise die englisch-französische Verständigung 1904 durch einen Vertrag über nordafrikanische und die englisch-russische 1907 durch einen solchen über asiatische Interessen entstanden. Ferner lag mir daran, festzustellen, daß England den Krieg nicht gewollt hat, sondern entsprechend meiner Londoner Berichterstattung nur zum Schutze Frankreichs und Belgiens eingriff.

In allen wesentlichen Punkten hat auch Herr von Jagow in seinen Erwiderungen meine Ansichten bestätigt, indem er erklärt: „Auch er glaube an die Friedensliebe Sir Edward Greys und an seinen ernsten Wunsch, mit uns zu einer Verständigung zu gelangen."

Die englische Regierung habe „eine Politik verfolgt, die auf eine Verständigung hinzielte." Der ehemalige Staatssekretär betont ausdrücklich, er habe „eine deutsch-englische Annäherung für erwünscht und eine Verständigung über die Punkte, wo unsere Interessen sich berührten bzw. kreuzten, auch für erreichbar" gehalten. Ferner erklärte er, es sei nicht richtig, „daß im Amt die Berichte, England werde unter allen Umständen die Franzosen schützen, nicht Glauben gefunden hätten".

Der zweite Gedanke, den ich ausführen wollte, war, daß unsere politische Orientierung seit dem Berliner Kongreß, jedenfalls aber

seit Kündigung des Rückversicherungsvertrages, auf einem Irrtum beruhte, der mit der Zeit zum Weltkriege führen mußte. Denn der immer enger werdende Anschluß an Österreich-Ungarn brachte uns in einen scharfen Gegensatz zu Rußland, wenn wir uns den österreichisch-ungarischen Orientinteressen dienstbar machten, wie bei der bosnischen Krise, der Londoner Botschafter-Konferenz und schließlich im Juli 1914. Eine derartige Übertragung der an sich fragwürdigen Bündnispolitik auf orientalische Fragen war auch ganz gegen die Absichten des Fürsten Bismarck, wie sie in den „Gedanken und Erinnerungen“ zum Ausdruck kommen. Der Anschluß Rußlands an die Westmächte war das Ergebnis der Verstimmung, die unsere Haltung in den Balkanfragen seit dem Berliner Kongreß, namentlich aber seit Kündigung des Rückversicherungsvertrages in Rußland auslöste. Auf diese Weise war eine wachsende Entfremdung zwischen uns und unserem traditionellen Freunde, dessen Haltung unsere Erfolge in den Befreiungs- wie in den Einigungskriegen ermöglicht, und dessen besondere Pflege der sterbende alte Kaiser anempfohlen hatte, im Laufe der Jahre eingetreten. Ich wollte nachweisen, daß der gegenwärtige Weltkrieg nicht in einer mangelhaften Verständigung mit England wurzelt, sondern in einer langjährigen Vernachlässigung unserer Beziehungen zu Rußland, die den Angelpunkt unserer Auslandspolitik bilden sollten, da uns keinerlei Interessengegensätze trennten. Ich kann mich für diese Auffassung auch auf Bismarck berufen und auf die Kritik, die er an der Kündigung des Rückversicherungsvertrages geübt hat. Eindringlich hat er davor gewarnt, zwischen Berlin und Petersburg einen „unheilbaren Riß“ eintreten zu lassen.

Drittens und schließlich wollte ich darlegen, daß wir den Krieg zwar nicht gewollt, da wir bis Ende Juli 1914 nicht an den Ernst der Lage glaubten und die „Lokalisierung des Konflikts“ für möglich hielten, daß wir aber durch unsere Haltung überall im Auslande den Anschein erweckt haben, wir hätten ihn gewollt. Sowohl die Ablehnung des von mir mit dem Hinweis auf den bevorstehenden Weltkrieg dringend befürworteten englischen Vermittlungsvorschlages wie die Nichtbeantwortung der russischen Anregung, den Streitfall dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten, werden in diesem Sinne gedeutet. Namentlich belastet uns in den Augen des Auslandes die schroffe Zurückweisung jeder Einmischung in die serbische Frage und unser Standpunkt, daß wir nur unter Ausschluß gerade dieser eigentlichen Streitfrage eine Vermittlung zwischen Österreich und Rußland zulassen wollten. Auch die an Rußland erfolgte Kriegserklärung, ohne daß Österreich-Ungarn angegriffen war, und in dem Augenblick, wo Graf Berchthold (siehe englisches Blaubuch Nr. 137 und 161, österreichisches Rotbuch Nr. 53 und Nr. 56, französisches Gelbbuch Nr. 120) einlenken wollte, mußte das Ausland in jenem Eindruck be-

stärken. Österreich-Ungarn ist bekanntlich erst am 5. August in den Krieg eingetreten.

„Vom ersten Anfang des Konfliktes an haben wir auf dem Standpunkt gestanden, daß es sich hierbei um eine Angelegenheit Österreichs handele, die es allein mit Serbien zum Austrag zu bringen haben würde. Wir haben daher unser ganzes Bestreben darauf gerichtet, den Krieg zu *lokalisieren* und die anderen Mächte zu überzeugen, daß Österreich-Ungarn in berechtigter Notwehr und durch die Verhältnisse gezwungen, sich zum Appell an die Waffen habe entschließen müssen. Wir haben nachdrücklich den Standpunkt vertreten, daß kein Kulturstaat das Recht habe, in diesem Kampfe gegen Unkultur und politische Verbrechermoral Österreich in den Arm zu fallen und die Serben ihrer gerechten Strafe zu entziehen. In diesem Sinne haben wir unsere Vertreter im Auslande instruiert." Deutsches Weißbuch, Denkschrift vom 3. August 1914.

Der Konflikt sollte eben „lokalisiert" werden. An die Möglichkeit dieser „Lokalisierung" glaubte man aber nur in *Berlin* und *Wien*.

Den Vorwurf, meine Ausführungen könnten dem Anschein des Reiches abträglich sein, glaube ich durch den Hinweis auf die nachstehende Stelle des deutschen Weißbuches (Denkschrift vom 3. August 1914) entkräften zu können:

„Unter diesen Umständen mußte Österreich sich sagen, daß es weder mit der Würde noch mit der Selbsterhaltung der Monarchie vereinbar wäre, dem Treiben jenseits der Grenze noch länger *tatenlos* zuzusehen. Die k. und k. Regierung *benachrichtigte* uns von dieser Auffassung und erbat unsere Ansicht. *Aus vollem Herzen* konnten wir unseren Bundesgenossen unser Einverständnis mit seiner Einschätzung der Sachlage geben und ihm versichern, daß eine *Aktion*, die er für notwendig hielte, um der gegen den Bestand der Monarchie gerichteten Bewegung in Serbien ein Ende zu machen, unsere Billigung finden würde. *Wir waren uns hierbei wohl bewußt, daß ein etwaiges kriegerisches Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit unserer Bundespflicht entsprechend in einen Krieg verwickeln könnte.* Wir konnten aber in Erkenntnis der vitalen Interessen Österreich-Ungarns, die auf dem Spiele standen, unserem Bundesgenossen *weder zu einer mit seiner Würde nicht zu vereinbarenden Nachgiebigkeit raten, noch auch ihm unseren Beistand in dem schweren Moment versagen.*"

Aus diesen amtlichen Darlegungen der Kriegsursachen geht folgendes hervor:

a) daß Österreich-Ungarn beabsichtigte, Serbien gegenüber zu „Taten" überzugehen (d. h. also zum Kriege),

b) daß es uns von dieser Absicht „benachrichtigt" hat,

c) daß wir „aus vollem Herzen" unser Einverständnis ausgesprochen haben, mit der Versicherung, daß eine „Aktion" gegen Serbien unsere Billigung finden würde (d. h. also, daß wir Österreich-Ungarn zum Kriege gegen Serbien ermutigt haben),

d) „daß wir uns hierbei wohl bewußt waren, daß ein etwaiges kriegerisches Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien Rußland auf den Plan bringen und uns hiermit unserer Bundespflicht entsprechend in einen Krieg verwickeln könnte." (Wir wußten demnach genau, daß wir den Weltkrieg zu gewärtigen hätten, denn daß England für Frankreich eintreten würde, hatte ich stets berichtet),

e) daß wir dem Grafen Berchthold „nicht zur Nachgiebigkeit geraten", sondern ihm unter allen Umständen unseren Beistand zugesagt haben.

Ferner heißt es im Rundschreiben des Reichskanzlers an die Bundesregierung:

„Sollte indes wider Erhoffen durch ein Eingreifen Rußlands der Brandherd eine Erweiterung erfahren, so würden wir getreu unserer Bundespflicht mit der ganzen Macht des Reichs die Nachbarmonarchie zu unterstützen haben."

Die deutschen amtlichen Darlegungen besagen hiernach ganz unzweideutig, daß wir nicht überfallen worden sind, indem wir eingestandenermaßen bereit waren, auch um den Preis eines Weltkrieges uns „mit der ganzen Macht des Reiches" ad majorem Austriae gloriam und für die dynastischen Interessen der Lothringer einzusetzen.

Während ich also den Standpunkt vertrete, daß wir nicht an ein Eingreifen Rußlands geglaubt, den Krieg also nicht gewollt haben, erklärt aber das Weißbuch, wir wären ganz bewußt und in vollster Erkenntnis der Tragweite unserer Haltung in den Weltkrieg hineingesteuert.

Ich glaube hiermit den Beweis erbracht zu haben, daß die amtlichen Darlegungen viel belastender für uns sind als die meinigen.

Man kann ja auch einen Krieg wollen, das ist an sich noch kein Verbrechen. Es handelt sich immer nur darum, ob man ihn für zweckmäßig und notwendig hält oder nicht. Das ist eben Ansichtssache. Bismarck sagt in den „Gedanken und Erinnerungen",

er habe zu drei Kriegen „geraten"; auch damals sind wir also nicht überfallen worden.

Das in der Rede des Herrn von Bethmann Hollweg vom 19. August veröffentlichte Telegramm an Herrn von Tschirschky vom 29. Juli abends, die einzige bekanntgegebene Weisung nach Wien im Sinne der Mäßigung, zeigt, daß wir im letzten Augenblick, als endlich auch in Berlin der Ernst der Lage erkannt wurde, zum Einlenken bereit waren. Dann kam die russische Mobilmachung, unser Ultimatum und unsere Kriegserklärung an Rußland, die den Weltkrieg entfesselte.

Kritik zu üben ist das gute Recht aller Staatsbürger. Wenn man die innere Politik der Regierung tadeln darf, so muß dasselbe auch für die äußere gelten. Gerade die konservative Partei hat bekanntlich an der inneren Politik des Herrn von Bethmann Hollweg die schärfste Kritik geübt. Ich bin nun zu meinem lebhaften Bedauern nicht in der Lage, die auswärtige Politik dieses Staatsmannes ebenso zu schätzen, wie dies anscheinend andere Mitglieder des Hohen Hauses tun; aber ich sehe nicht, wie diese Auffassung die Würde der Kammer irgendwie berühren könnte.

Wenn endlich behauptet wird, meine pessimistischen Schlußfolgerungen verträten mehr den Standpunkt des britischen Imperialismus als den unsrigen, so muß ich entgegnen, daß aus meinem Pessimismus im Sommer 1916 nur eine vielleicht allzu sorgenvolle patriotische Stimmung sprach. Die Kriegslage war im Sommer 1916 noch nicht so günstig wie heute, wo ich mit allen Mitgliedern des Hohen Hauses hoffen darf, daß wir ein günstigeres Ergebnis des Weltkrieges erreichen werden, als ich vor nahezu zwei Jahren annahm.

Natürlich waren aber alle meine Kritiken nicht für die Öffentlichkeit oder auch nur für weitere Kreise bestimmt. Niemand bedauert mehr als ich, daß meine intimen freimütigen Erörterungen durch eine unglückselige Verkettung Freunden und Feinden zugänglich geworden sind. Doch glaube ich sagen zu dürfen, daß die Annahme, die in meine Rechte eingreifende Publikation tue den vaterländischen Interessen schweren Abbruch, zum mindesten stark übertrieben ist. Alles Wesentliche war aus den verschiedenen amtlichen Veröffentlichungen längst bekannt und unsere waren, wie ich oben ausgeführt habe, ja eigentlich viel ungünstiger für uns als meine Auffassung.

General Smuts hat kürzlich in einer Rede erklärt, daß die Erwiderung des Herrn von Jagow viel belastender sei, wie meine Aufzeichnungen und die Enthüllungen des — mir übrigens ganz unbekannten — Herrn Mühlon. Und in einer Londoner Korrespondenz ausländischer Organe ist zu lesen, daß man in den Kreisen des britischen Parlaments der Offenherzigkeit des ehemaligen Bot-

schafters mit Mißtrauen gegenüberstehe, da man argwöhne, die deutsche Regierung habe die Veröffentlichung veranlaßt, um eine Verständigung mit England anzubahnen und um die von Lord Lansdowne geführte Bewegung zu stärken.

Ich darf zum Schlusse wohl darauf hinweisen, daß ich mir, obschon nach meiner Rückkehr aus London von vielen Seiten ohne genügende Kenntnis der Tatsachen angegriffen, nicht ohne Selbstüberwindung in der Öffentlichkeit die größte Zurückhaltung auferlegt habe. Ich habe stets erklärt, daß, solange der Weltkrieg dauere, ich auf alle jene Angriffe nicht antworten würde. Ich hege die feste Überzeugung, daß die Herren der Kommission sich der Erkenntnis nicht verschließen werden, daß streng vertrauliche Darlegungen, die die Ansicht vertreten, der Weltkrieg hätte sich vermeiden lassen, ohne daß die angeführten Tatsachen im Widerspruch mit den amtlichen Veröffentlichungen stehen, der Würde eines Mitgliedes des Hohen Hauses nicht Abbruch tun können. Ebensowenig glaube ich befürchten zu müssen, daß irgendein Mitglied des Hohen Hauses, dem anzugehören ich seit 16 Jahren die Ehre habe, an meiner patriotischen Gesinnung den allergeringsten Zweifel hegt.

Ich hoffe zuversichtlich, mich in der Annahme nicht zu täuschen, durch meine obigen Erläuterungen eine ruhige und objektive Beurteilung des ganzen peinlichen Vorfalls nicht unwesentlich gefördert zu haben und sehe daher mit vollem Vertrauen der Erledigung des überraschenden Antrages entgegen, der sicherlich nicht ganz unbeeinflußt war durch die in gewissen Organen der Tagespresse gegen mich erschienenen gehässigen Angriffe und Verleumdungen.

gez. **Fürst Lichnowsky.**

Druck von H. S. Hermann in Berlin SW 19.

gschriften des Bundes Neues Vaterland

VON BEERFELDE, Hauptmann a. D.

MICHEL WACH AUF!

Eine notwendige Richtigstellung des deutschen Weißbuches

2 PROF. DR. W. SCHÜCKING, DR. HELENE STÖCKER, DR. ELISABETH ROTTEN

DURCH ZUM RECHTSFRIEDEN

Ein Appell an das Weltgewissen

3 O. LEHMANN-RUSSBÜLDT

ARUM ERFOLGTE DER ZUSAMMENBRUCH AN DER WESTFRONT?

ner dem General Ludendorff einstmals übermittelten Denkschrift eines deutschen Landsturmmannes

4 KARL KAUTSKY

E WURZELN DER POLITIK WILSONS

5 DR. E. J. GUMBEL

VIER JAHRE LÜGE

6 HANS PAASCHE, Kapitänleutnant a. D.

MEINE MITSCHULD AM WELTKRIEGE

7/8 FÜRST LICHNOWSKY

MEINE LONDONER MISSION 1912—1914

UND EINGABE AN DAS PREUSSISCHE HERRENHAUS (2 M.)

9 DR. WALTHER BORGIUS

DER VÖLKERBUND

Seine Kultur- und Wirtschaftsaufgaben

DR. MAGNUS HIRSCHFELD

ATLICHUNG DES GESUNDHEITSWESENS

11 HEINRICH STRÖBEL

DURCH ZUR WAHRHEIT

12 KURT EISNER

SCHULD UND SÜHNE

Mit einer Einleitung von Heinrich Ströbel

13 WILHELM BÖLCKE, Hauptmann

DEUTSCHLANDS NEUE WEHRMACHT

PREIS JEDER NUMMER 1 MARK

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch:

erlag Neues Vaterland, E. Berger & Co., Berlin W 62, Kurfürstenstr 12


T.S.

